Lambert Hensmanns.

Von

Heinrich Conscience.

Dritte Auflage.

Münster 1856.

In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Die Schelde bei Antwerpen ist doch ein herrlicher Strom! Der Anblick, wenn die untergehende Sonne ihre gekräuselte Fläche mit glitzerndem Feuer übergießt, ist erhebend und beruhigend. Gewiß, es ist etwas Bezauberndes in diesem Wasser, das so friedlich und unaufhaltsam dahin fließt; denn jeder, der denkt und fühlt, liebt die freundliche Schelde.

Auch ich liebe sie, diese Lebensader Flanderns, meines Vaterlandes; auch ich habe keine schönere Stunden, als die, welche ich an ihren Ufern, im Kreise edler Künstler zubringen kann. Nicht wahr, da blickt das Auge Stunden weit in die Ferne, da schwillt das Herz von Hoffnung auf eine schönere Zukunft, da wird alles weit und frei, gleich dem unbegränzten Himmel über dem Strome! Ach nein, nirgends vergoldet die Abendsonne einen Fluß so lieb und ruhig, als unsere freundliche Schelde.

Und doch ergehe ich mich nicht an ihr, wenn ich süß und stille träumen will. Zu viele Menschen finde ich immer dort. — Das fröhliche Gewimmel der Bürger, das Gehen und Kommen von Menschen aus allen Nationen, die Gesänge der Matrosen bei ihrer Arbeit, das Geräusch der Dampfschiffe, dies alles erhöhet in der That das Lebensgefühl und macht fröhlich, aber es zerstreut den Geist und berührt das Herz nur oberflächlich. Ich bedarf innigerer Gefühle, ich muß frei umherschweifen können mit meiner einsamen Seele in der weiten Welt der Gedanken.

Wenn mein Geist, von langer Abspannung abgemattet, nach Ruhe sich sehnt, dann wandele ich durch die einsamen Gegenden unserer Stadt; ich suche die alten Straßen auf, an deren graue Gebäude die eiskalte Mode noch nicht Hand

anlegte; dann beschaue ich mit träumerischem Blick die Giebel, denen der Stempel niederdeutscher Volksthümlichkeit noch so lebendig aufgedrückt ist, und hinter welchen die Riesengeschlechter der vorigen Jahrhunderte gelebt und gelitten haben. Jede ihrer Formen, ihre Fensterbogen, jede zerbröckelte Bildnerei gibt mir Aufschluß über die Vergangenheit, und ich fühle mich zurückgezaubert in die Zeiten der Größe des vlämischen Volkes. Es thut mir wohl, aus der großen Welt der Alltäglichkeit und aus dem Abgrund fremder Albernheit dahin mich zu retten, wo weder die Gegenstände noch das Leben unsere Erniedrigung verrathen; ich fühle mich süßen Träumen hingegeben, daß das Mark des vaterländischen Stammes noch nicht erstorben ist, da ich seine Wurzel hier noch so gesund und kräftig finde.

So weiß ich mitten im St. Andreas-Viertel eine enge Stiege, wo seit Jahrhunderten noch alle Giebel unverändert geblieben; ich besuche das liebe malerische Gäßchen sehr oft, aber aus gewissen Gründen will ich es nicht nennen. Dort, an der linken Seite, steht ein Häuschen, das sich von allen Nachbarwohnungen durch seine Baufälligkeit auszeichnet.

Es ist ein recht reges und arbeitsames Leben in dieser Stiege; alte Frauen und Mädchen sitzen da am Fenster, mit Spitzenwirken oder Blumensticken beschäftigt; das vlämische Lied erklingt dort unaufhörlich; kräftige Arbeiter schreiten zwischen den Kindern hin, die am Boden kriechen; Krämer und Fischfrauen rufen den ganzen Tag ihre Waaren zum Verkauf aus, Handwagen in Menge rollen vorbei.... und doch, ungeachtet all dieses unaufhörlichen Geräusches hängt über dem alten baufälligen Häuschen ein Schleier von Einsamkeit und Trauer. Es ist nicht bewohnt; der Rost hat das Schloß seiner verfallenen Thür fast aufgefressen; in den bleiernen Fenstern hängen noch einige Stückchen Glas; ein langer Riß, gleich der nachgelassenen Spur eines Blitzstrahls, schlängelt sich mit manchen Krümmungen von dem Dache bis zum Grunde.

Thut der Mensch nichts, um dieser Wohnung ein minder trauriges Ansehen zu geben, so scheint die Natur sie wenigstens verzieren zu wollen. In das Giebelfenster hat sie einige Samenkörner fallen lassen, und nun zeichnen sich

goldgelbe Blumenranken gegen den grauen Grund der kahlen Steine ab; auf den Brüstungen der obern Fenster hat das Beckenkraut Wurzel geschlagen, und seine blauen Blümchen hängen an der Mauer hinunter; Hauslauch, Moos und andere niedrige Gewächse breiten sich in malerischen Flecken über die Dachziegel aus.

Das stumme Häuschen hatte für mich etwas so träumerisches und geheimnißvolles, daß ich es beinahe wöchentlich auf meinen einsamen Wanderungen besuchte. Ich hielt es für besonders geeignet, um der Schauplatz einer rührenden Geschichte zu werden, und schon öfter hatte ich gesucht, eine traurige Begebenheit zu erfinden, die ich in die schwarzen Mauern dieser verlassenen Wohnung verlegen wollte. —

Es war mir auch endlich geglückt, in meiner Einbildung eine Erzählung zu schaffen, die dem Leser gewiß von Anfang bis zu Ende Thränen entlockt hätte; so wenigstens hoffte ich. Aber meine Geschichte forderte ein Beschreibung des Häuschens, wie es sich in der Dunkelheit, um Mitternacht, ausnahm. Da ich gewohnt bin, so viel möglich in allem die Natur selbst zum Vorbild zu nehmen, so beschloß ich noch in derselben Nacht die Stiege zu besuchen, und den Eindruck der verlassenen Wohnung in mich aufzunehmen; des andern Tages wollte ich dann gleich mit der Beschreibung derselben beginnen.

In meiner Ungeduld war ich schon um zehn Uhr ausgegangen. Ich wandelte in Gedanken versunken am Ufer der Schelde, wo mein empfindsamer Geist eine unerwartete Nahrung fand. — Es war eine undurchdringliche, schwarze Finsterniß; der Wind heulte fürchterlich durch das flatternde Takelwerk der Schiffe — zu meinen Füßen rauschten die Wellen des Flusses.

Mächtig wirkten die kräftigen Stimmen der Natur auf mein Gemüth; ich stand da lauschend auf das Brausen der Wogen, auf das Geheul des Sturms und den einsamen Ruf von Matrosen, der wie ein Todesgeschrei aus der Tiefe der Nacht in meinen Ohren klang. Als ich endlich die Schelde verließ, um mich zu dem einsamen Häuschen zu begeben, und langsam an dem alten Gemäuer hintappte, war meine Seele angefüllt mit allerlei schauerlichen Gedanken.

Und in der That, alles vereinigte sich, um mich in eine solche Stimmung zu bringen; mit doppelter Gewalt heulte der Orkan durch die Todesstille, die über den Häusern gelagert war; die Finsterniß war wie eine greifbare Masse, woraus meine Einbildung allerlei Schreckensgestalten sich formte. — Jedesmal, wenn der Wind pfeifend gegen die Gibelspitzen der Häuser fuhr, oder die Fenster in ihren Bleien rasselten, befiel mich eine unbegreifliche Angst.

Endlich gelangte ich in die enge Stiege zu dem geheimnißvollen Häuschen. — Es herrschte Todesstille; kein Lichtchen brannte mehr hinter den Fenstern der umstehenden Wohnungen; kein Ton, kein Geräusch verrieth die Gegenwart eines lebenden Wesens. O wie war es schauerlich schön, das schwarze Häuschen in der Finsterniß! für mich wenigstens, der wußte, wo es stand, und der seine Formen noch ganz gut im Geiste sehen konnte. Gleich als hätte ich ganz deutlich die unsichtbaren Gegenstände unterscheiden können, ließ ich mein Auge über dem Giebel, zwischen den zerbrochenen Fensterbrüstungen umherirren und war beschäftigt mit dem Entwurf der Beschreibung für meine schauerliche Erzählung, zu deren Schauplatz ich diese Mauern ausgewählt hatte.

Auf einmal schien ein flüchtiger Lichtstrahl von dem Häuschen auszugehen. Ich begann wie ein Schilfrohr zu zittern; zwar auch vor Angst, doch mehr noch vor Neugier. — Welches Geheimniß mochte in dem einsamen Häuschen sich bergen! Es war nun fast Mitternacht. Hastig näherte ich mich den unteren Fenstern; sie waren alle mit eichenen Blendrahmen von innen verschlossen, aber durch die Fugen konnte ich sehen, daß Licht im Häuschen war, auch hörte ich wie Seufzer eines Leidenden. Gott! könnte ich doch sehen, was da drinnen geschieht! Ich habe ein Vorgefühl, daß aus meiner Erzählung dann eine wahre Geschichte würde, denn was anders als schreckliches könnte sich hinter diesem Giebel begeben. Ach! da finde ich eine Spalte, und mein Auge dringt nun bis zur Mitte der Kammer; doch nur ein Theil des Gemachs und darinnen ein kleiner Tisch fällt in das Bereich meiner Augen. Bebend und den Kopf fest

gegen das kalte Fenster gelehnt stehe ich da! Was ich sehe, scheint mir räthselhaft und schrecklich.

Auf dem Tische, worüber ein weißes Tuch gebreitet ist, liegt etwas, das ich nicht zu unterscheiden vermag, es ist dunkelbraun, gleich getrocknetem Blut. Sieh! da kommt eine Hand, die das Licht von der Stelle rückt — jetzt kann ich besser sehen . . . es ist ein Herz, glaub' ich, ein Menschenherz vielleicht! Darneben liegt ein Messer und ein Paar Kinderschuhe; etwas weiter ein Tabacksbeutel mit glänzenden Perlen durchwirkt und dabei ein Glas mit Wein oder Blut. Ein Rosenkranz mit weißen Kugeln hängt über dem Glase. — Mit klopfender Brust blicke ich noch lange durch die Spalte und suche in meinem Geiste nach der Bedeutung dieser auffallenden Erscheinung; umsonst versuche ich mehr zu sehen, die Spalte ist zu klein. Da hör' ich ein Geräusch im Hause: zwei Hände erheben jede ein Glas, die eine, die Hand einer Frau mit einem schwarzseidenen Kleide und Spitzen-Manchetten . . . . Nun wird alles wieder still und ruhig. Die Hand der Frau liegt ausgestreckt neben dem Herzen auf dem Tische; es ist die rechte Hand, und an einem der magern und runzlichten Finger glänzt ein Ring; sie ist also verheirathet und wahrscheinlich schon bejahrt. — Da schlägt es Mitternacht auf dem St. Andreas-Thurm. Mit bebender Erwartung horche ich, bis diese Stunde ausgeschlagen. Wahrhaftig da kommt eine Hand mit einem Messer und schneidet das Herz in mehrere Stücke, und andere Hände nehmen jede einen Theil von diesem gräßlichen Gericht!

Wahrscheinlich essen sie. Ein Mann erfaßt die Lampe, ich sehe seine Züge. Himmel! soll ich meinen Augen trauen? es ist Herr Hensmanns, mein alter Freund. Ja, ich hab' es zu gut gesehen, Thränen liefen über seine Wangen. Das Licht verschwindet, die Thüre kreischt in ihren verrosteten Angeln und wird wieder verschlossen. Schwarze Gestalten gleiten in der Finsterniß an mir vorüber. Still und schweigend, wie ein Grab, steht das verlassene Häuschen da. — — Langsamen Schrittes und ganz wirr im Kopfe entferne ich mich.

Was mochte doch Herrn Hensmanns Gegenwart an diesem Orte bedeuten? Breitet sich vielleicht über sein Leben ein Schleier ungeahnter Schmerzen. Er weinte! er, der stets so vergnügt ist und so gut .... Gestern noch ersuchte er mich dringend, ihn zu besuchen. Aber er wohnt so weit von der Stadt, und vielleicht ist es nicht gut, sein Geheimniß entdecken zu wollen. Immerhin, morgen mit dem zweiten Bahnzuge will ich abfahren und ihm einen Besuch abstatten, und spräche ich auch gar nicht darüber mit ihm, ich muß doch das Gesicht nochmal sehen, was ich da eben erblickt habe. Ja, das will ich thun.

II.

Was ich hoffte, ist geschehen! Ich habe meinen Freund Hensmanns besucht. Als ich kam, saß er vor seinem Hause und las in einem Buche; dieselbe Hand, die ich die Nacht vorher gesehen hatte, ruhte auf seiner Schulter, denn ich erkannte das schwarzseidene Kleid und die Spitzen-Manchetten. — Nun weiß ich, daß die, der diese Hand gehört, seine Frau ist. Noch Jemand wandelte dort auf und ab an den Pfirsichspalieren längs der Mauer; es ist der Arzt des Dorfes, der seit langer Zeit bei meinem Freunde wohnt. Den ganzen Tag blieb ich da, und habe alles mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Nein, meine erdichtete Erzählung schreibe ich nun nicht; eine wahre Geschichte gebe ich, und sie gehört ganz und gar in das baufällige Häuschen.

Mein Freund hat mir erlaubt, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen, wenn auch mit einigen Bedingungen, die ich gewissenhaft erfüllen werde. — Ich werde die Personen nicht mit ihrem rechten Namen nennen, vorzüglich nicht diejenigen, die in dieser traurigen Geschichte eine wenig lobenswerthe Rolle gespielt haben.

Sehr große Neigung fühle ich, gleich anfangs zu sagen, was in der Nacht in dem baufälligen Häuschen geschehen, und was es für ein Bewandtniß habe mit dem Herzen, dem Messer, dem Blute u. s. w.; aber ich thue es nicht, es würde meiner Erzählung viel von ihrem Interesse rauben. Der Leser wird es schon erfahren, in dem Maße, wie die Geschichte sich vor seinen Augen entwickelt. Ich kann nur sagen, daß in jener Nacht keine andere Personen in dem Häuschen zusammen waren, als die, welche ich auf dem Hofe meines Freundes fand.

III.

Vor etwa 30 Jahren hatte das Häuschen ein ganz anderes Ansehen, als jetzt. Wohl waren die Mauern nackt und grau, auch hatten die steinernen Pfeiler schon ebenso gelitten unter dem Zahn der Zeit; aber die Hausthür war grün gefärbt, hübsche Blumen zierten die Bänke der blankgeputzten Fenster, und hinter den schneeweißen Vorhängen lachten blühende Kindergesichtchen dem Vorübergehenden entgegen. Man brauchte nicht zu fragen, was für ein Schlag von Menschen in der kleinen Wohnung lebte. Alles von dem reinlichen Sand vor der Hausthür bis zu dem singenden Vogel am Giebel antwortete, daß es arbeitsame Bürger waren, zufrieden mit ihrem Loose, reich in der Armuth und Gott dankbar für den kleinen Antheil an den Freuden dieses Lebens, den er ihnen geschenkt hatte. —

Es war im Jahr 1812, wo die Franzosen über unser Vaterland herrschten.

Mitten im Monat September an einem schönen Abend vor St. Lambertus-Tag mußte etwas außergewöhnliches in dem Häuschen sich zutragen. Da war ein geheimnißvolles Gehen und Kommen, daß die Nachbarn vor ihrer Hausthür einander mit scherzender Verwunderung die Thür der kleinen Wohnung zeigten. Von Zeit zu Zeit streckten liebliche Kinderchen den Kopf aus dieser Thür, blickten mit Ungeduld die Straße hinab und zogen dann schnell die Köpfchen wieder zurück.

Es mußte eine Feierlichkeit im Hause geben! Mitten in dem kleinen Zimmer stand ein Tisch, mit einem weißen Tischtuch gedeckt, darauf lag ein großes Herz von Chocolade, mit zuckernen Buchstaben betröpfelt, die den Glück-

wunsch enthielten: Lange lebe unser Vater Lambertus! Zu jeder Seite dieses Herzens stand eine Flasche, deren Hals mit Blumen verziert war; die eine dunkeln, die andern helleren Inhalts, voll rothen und weißen Weines. Auf einem gewöhnlichen Teller lag ein prächtiger Tabacksbeutel, mit glänzenden Perlen durchwirkt; die Arbeit einer Frauenhand, das sah man gleich; dieselbe Hand hatte die Blumen umhergelegt, sonst hätten sie nicht so sorgfältig und so geschmackvoll geordnet sein können.

In dem Zimmer befanden sich mehrere Personen. Zwei Kinderchen legten von Zeit zu Zeit ihre Händchen auf den Tisch und reckten den Hals nach dem leckeren Chocoladen-Herz und dem unbekannten Trank, den die verzierten Flaschen ihnen versprachen; dann liefen sie wieder aus der Stube oder hüpften voll Freude um den Tisch her.

Es waren zwei Mädchen, das eine von sechs, das andere von zwölf Jahren. Ein hübscheres Kind als das kleine Thereschen konnte man nicht sehen; mit seinen krausen blonden Haaren, den großen blauen Augen und den rothen flaumigen Bäckchen sah es aus wie ein reifer Pfirsich zwischen lieblichem Grün. Das größere Mädchen hieß Ursula; sie war nicht hübsch, die Pocken hatten das Gesicht des armen Kindes entstellt. Kränklich und bleich sah sie aus; ihr Blick war nicht lebhaft, aber es lag etwas so wehmüthiges, so bittendes und süßes darin; das Lächeln auf ihren Lippen war so tief und so traurig, daß man unwiderstehlich zur Liebe oder zum Mitleiden für das Kind gezwungen wurde. Obschon sie auch an diesem Freudentage immer ruhiger als ihr Schwesterchen sich verhielt, so schien die herzlichste Freude ihr doch eine ungewöhnliche Lebendigkeit gegeben zu haben.

Am Kamin saßen zwei Frauen im Sonntagsstaat, mit der schön gebügelten Kanten-Mütze auf dem Kopfe. Die eine war die Hausfrau. Auf ihrem Gesichte begann das Alter schon einige Furchen zu graben; an dem stillen, ruhigen Ausdruck ihrer Züge sah man leicht, daß ihr Geist und ihre Gefühle sich nicht weiter ausdehnten als auf ihre Kinder, ihren Mann und ihre Haushaltung, und so war es in der That. Die andere, die neben ihr saß, war ein

junges Mädchen von achtzehn Jahren etwa, hübsch und schlank von Gestalt, mit einem äußerst ausdrucksvollen Gesichte. Kohlschwarze Haare, funkelnde, dunkle Augen und ein bräunlicher Teint, der sich über Wangen und Hals ergoß, ließen mit Recht vermuthen, daß in früheren Zeiten spanisches Blut sich mit ihrem Stamme gemischt hatte.

Dieses Mädchen wohnte etwas weiter in der Nachbarschaft, wo ihr Vater Krämer und durch seine Wohlhabenheit weit über die Bewohner des kleinen Häuschens erhaben war. — Sie war ihnen auch nicht durch Bande des Blutes verbunden, aber wohl waren es Bande des Herzens, wodurch sie an ein Mitglied dieser Familie oder an alle geknüpft war.

Beide Frauen saßen ohne Beschäftigung da, und lachten über die Ungeduld der Kinder. Das junge Mädchen schien aber von Zeit zu Zeit ihre schönen schwarzen Augen auf einen Jüngling zu richten, der etwas entfernt in dem äußersten Ende des Zimmers an einem kleinen Pulte saß und schrieb, indem er den Frauen den Rücken zuwendete. Ohne Zweifel machte er Verse und mußte wohl ein junger Dichter sein, denn man hörte ihn unaufhörlich mit lauter Stimme nach dem Reime suchen. In diesem Augenblicke zeigten sich zwei kleine Kinderchen von ungefähr sieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, auf dem Flur des Hauses. Sich bei der Hand haltend traten sie langsam und mit niedergeschlagenen Augen ein; sie gingen nicht gerade voran, sondern schoben sich mehr zur Seite, als fühlten sie, daß sie als Eindringlinge kämen. Endlich blieben sie vor der ältern Frau stehen, ohne etwas zu sagen, und sahen sie mit schüchternem Blicke an. — Diese küßte sie auf die Wangen und sagte: Guten Tag mein liebes Jüngelchen, guten Tag mein Mädchen! Bleibt hübsch hier Kinderchen, gleich essen wir was Leckeres und trinken Wein. Jetzt geht zu Treschen und Ursula!

Die Frau wandte sich zu dem jungen Mädchen und sagte seufzend: die unglücklichen Geschöpfchen. Mein Herz blutet, wenn ich sie sehe. Ihr Vater ist kaum gestorben, und nun liegt auch die Mutter so krank. Ach liebe Klara,

die wissen, was es heißt elend sein; sie essen ein saures Brod auf der Welt, die Aermsten!

Während die Beiden sich so über das Schicksal der Kinderchen unterhielten, kam die kleine Ursula, faßte sie bei der Hand und zog sie langsam von der Mutter weg. Das kleine Threschen kam auch hinzu, und so gingen sie um den Tisch her, indem sie sich bald das Chocoladen-Herz, bald den Wein oder die Blumen zeigten. Doch wie viel Mühe sich die beiden Kinder auch gaben, um den kleinen Johann und die kleine Agnes aufzuheitern, sie blieben immer zaghaft und sahen auf den Boden, ohne sich zu rühren, sobald man sie gewähren ließ. Ach, es war peinlich anzusehen, wie die armen unglücklichen Kinder es schon so tief fühlten, daß sie nur aus Mitleid zugelassen waren.

Klara hatte die unüberwindliche Schüchternheit der beiden Kinder mit nachdenklichem Blicke betrachtet, auf einmal ging sie zu dem Tische, nahm die Blumen rund um den Tabacksbeutel weg und kehrte dann zu ihrem Stuhl zurück.

Verwundert frug die Hausfrau: Was thust du doch Klara? Die Blumen lagen da so hübsch und schön!

Ja, Frau Hensmanns, antwortete das junge Mädchen, die armen Kinderchen müssen doch auch etwas zu geben haben; ich will für jedes von ihnen einen Blumenstrauß machen.

Ach ja, das thu schnell, sagte die Mutter, und dann zu ihrem Sohn sich wendend:

Aber Wilhelm du mußt eilen, er wird gewiß gleich zu Hause kommen, er ist sicher schon unterweges.

Es ist fertig! rief der junge Dichter, indem er aufstand und sich den Frauen näherte. Höre Klara, du mußt dich vor ihn hinstellen, ihm den Beutel überreichen und dann die Verse lesen, die hier deutlich geschrieben stehen. Gib Acht! so mußt du sagen:

Nimm hin hier dies Geschenk Lambert aus meiner Hand,
Es sei dir meiner . . . .

Das Mädchen ergriff scherzend das Papier und sprach lachend:

Du glaubst wohl, ich könne nicht lesen! Laß mich nur, das will ich dir doch zeigen! Das ist doch so schwer nicht.

Nun las sie die Verse still für sich; doch ehe sie damit zu Ende war, erröthete sie heftig, und sah Wilhelm mit einem sanft verweisenden Blicke an, so daß der junge Mann beschämt, doch mit einem leisen Lächeln die Augen niederschlug.

Ohne Zweifel hatte er in den Versen etwas geschrieben, was das jungfräuliche Gefühl Klara's sich auszusprechen scheute; indeß sagte sie nichts und blickte gedankenlos auf das Papier.

Sieh, fing Wilhelm wieder an, so wollen wir es machen: Wenn der Vater hereinkommt, so sagt niemand etwas; ich führe ihn dann zu seinem großen Stuhl an der Tafel; darauf kommt Klara, schenkt ihm den Beutel und lief't ihre Verse; dann kommen die vier Kinder und geben ihm ihre Blumensträuße. Nun komme ich mit meinem Gedicht, während die Mutter mit dem Chocoladen-Herz neben mir steht, und wenn ich dann bald fertig bin, schenkt Klara alle Gläser voll Wein, und beim letzten Worte meines Gedichtes heben wir alle, auch die Kinder, unsere Gläser in die Höhe und rufen dreimal: Lang lebe unser Vater Lambertus! Dann nimmt die Mutter das Herz und . . . .

Hier wurde der junge Mann in seiner Rede plötzlich unterbrochen durch das Jubelgeschrei seiner zwei kleinen Schwesterchen, die eilends aus der Stube stürzten und die Straße entlang liefen. Der kleine Johann und Agnes waren still am Kamin stehen geblieben; — ach, es war ja ihr Vater nicht, der dort ankam! . . . .

Lambert Hensmanns war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Von seiner Kindheit an verging ihm kein Tag ohne Arbeit; ihm war arbeiten und leben dasselbe Wort. Eintönig und still, wie sein einfacher Lebenslauf, war auch sein Charakter; die ganze Woche hindurch vom Morgen bis zum Abend für seine Kinder arbeiten, des Sonntags Morgens seine gottesdienstlichen Pflichten erfüllen, dann des Nachmittags aufs Feld hinaus wandeln mit seiner Familie und eine Kanne Bier trinken, des andern Tages mit der aufgehenden Sonne wieder an die Arbeit, so endigte und so begann jede Woche. — Und dennoch war der geringe Arbeiter Gott dankbar für sein Loos hienieden!

Er liebte seine Frau und Kinder aus allen Kräften seines Herzens, das nur für Gott und sie lebte.

Jeder Schweißtropfen, den er vergoß, gab ihm ein Anrecht auf ihre Dankbarkeit, und sie erkannten dies Recht im vollsten Maaße an durch eine tiefe Ehrfurcht und eine unbegränzte Liebe.

Einmal doch hatte ein innerlicher Streit die Einförmigkeit seines Lebens und die Ruhe seiner Seele gestört. Als sein Sohn Wilhelm, sein einziger, sein innig geliebter Sohn, noch in die Elementarschule ging, zeigte er, nach Aussage seiner Lehrer, eine mehr als gewöhnliche Anlage zu höherer Ausbildung. Da geriethen der väterliche Stolz und der Hochmuth in Streit mit seiner Vorsicht und Furchtsamkeit. Sollte sein Sohn Wilhelm nicht Arbeiter werden wie sein Vater? Sollte er mit andern Gedanken, andern Pflichten und vielleicht in einer höhern Stellung mit seinem einfachen Vater und mit seiner ungebildeten und doch so guten Mutter leben können, ohne die süße häusliche Eintracht zu stören? Wo sollte der Lohn für so manchen vergossenen Schweißtropfen bleiben, wenn der Sohn einst aus einer höhern Stellung auf seine Eltern und Schwestern hinunter sähe. —

Der alte Lambert Hensmanns war lange mit sich im Streite, doch endlich besiegte er alle Rücksichten auf sich selbst und er faßte seinen Entschluß, indem er ausrief:

Was ist das Alles, wenn mein Kind nur glücklich ist! So sei es denn!

Von diesem Augenblicke an wurde Wilhelm, ungeachtet des niedern Standes seiner Eltern, zu einem freien Lebensberufe erzogen. Die Feder sollte das Werkzeug sein, womit er sich einen Stand in der Gesellschaft erringen mußte. So ward denn auf ihn, als den Auserwählten der Familie, aller Schweiß des Vaters als eine schwere Verantwortung geladen.

Wilhelm war nun zwanzig Jahr alt; er schrieb als Gehülfe auf dem Bureau eines Notars und verdiente ein kleines Jahrgehalt, das indeß für seine Familie eine Quelle des Hochgefühls und eines gewissen Wohlstandes war.

Man rühmte seine Geschicklichkeit und außerdem hatte man ihn noch gern, weil er so hübsche Liedchen machen konnte. Gewiß, eine viel versprechende Zukunft lachte ihm

entgegen. — Wer weiß, ob er nicht selbst noch einmal Notar werden konnte? Hatte er doch eben so viel Recht, als Andere, es zu hoffen.

Diese Aussichten schmeichelten allerdings der Eitelkeit des alten Hensmanns, aber er wäre desungeachtet vor Gram gestorben, hätte sein Sohn, wie so mancher Undankbare, ihn nun weniger geliebt, als zuvor. Ach, wie glücklich war er jetzt auf dieser schönen, lachenden Welt! Wilhelm hatte es nicht vergessen, was sein Vater für ihn gethan hatte. Seine Liebe zu ihm kannte keine Gränzen, seine Ehrerbietung war wie eine Art von Gottesdienst; er konnte seine Zuneigung in so schönen Worten ausdrücken, daß sein Vater zuweilen im Bette lag und weinte aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihm einen so edlen Sohn, ein so gutes Kind geschenkt hatte. Ach welche Seligkeit war das für ihn bei seiner Arbeit!

Da kam er nun die Straße herauf mit gebücktem Haupte, ohne zu ahnen, daß im Hause alle die Seinen mit klopfender Brust auf ihn warteten. So eben hatte er erst die Arbeit verlassen, das sah man an seinem Anzuge; denn da er Anstreicher war, so trug er Spuren genug von seiner Beschäftigung an sich. Vielleicht hätte er nicht eher aufgesehen als vor seiner Wohnung, aber auf einmal tönten die fröhlichen Stimmen seiner muntern Kinder in sein Ohr; ehe er sich's versah, kletterte Threschen schon an seinen Beinen herauf, Ursula lachte ihm freundlich in die Augen und so ging's fort in einem Jubel, daß dem Vater fast schwindelig davon wurde. Er küßte seine beiden lieben Mädchen und fragte verwundert:

Aber was gibt's denn, Kinderchen? Warum so fröhlich?

Komm, komm! Geschwind, geschwind! so riefen sie mit Ungeduld und zogen den Vater bei den Händen fort bis in das Innere seiner Wohnung.

Da sah er, was zu thun war. Morgen ist Lambertus! heute ist sein Abend und morgen sein Namenstag; er soll beschenkt werden! *)

---

*) Das Angebinde zum Namenstag erhält man in Braband immer am Abend vorher.

Ganz gerührt steht er da, sein Vaterherz bebt vor Freude; Niemand spricht, aber Aller Augen lachen ihm zu. In diesem Lachen liegt etwas Feierliches; es ist, als wenn es die Sprache dieser liebenden Seelen wäre.

Nun tritt Wilhelm ganz ehrerbietig hinzu, faßt ihn beim Arm und führt ihn zu dem großen Sessel am Tische.

Klara nähert sich dann, bietet ihm den schönen Tabaksbeutel auf einem Teller und spricht dabei mit funkelndem Blicke:

Nimm hin hier dies Geschenk, Lambert, aus meiner Hand;
Es sei dir meiner Lieb', so wahr als klein, ein Pfand!
Mög' Gott auf mein Gebet dich, Vater, uns bewahren,
Und uns zu großer Freud' dich machen reich an Jahren!
O kehrt' der frohe Tag dir doch so oft zurück,
Daß du umringt dich sähst von Enkeln schön und flück,
Die alle rund um dich die Händchen hoch erhöhen
Und riefen: Lang', noch lang' mög' uns Lambertus leben!

Ach, das ging dem Vater an's Herz! Auf das Mädchen hatte er für seinen Sohn eine ganze Zukunft gebaut; und nur mit Freude und Entzücken konnte er sie ansehen, die einst die Mutter der Kinder seines Wilhelm werden sollte. — Er besah den Beutel von allen Seiten: wie schön war er mit den glänzenden Perlen! Die zukünftige Braut seines Sohnes hat ihn gemacht, sie wird ihm also die Liebe seines Wilhelm nicht rauben, da sie ihn auch liebt. O Gott! es liegt doch etwas Heiliges in dem Gefühle wahrer Liebe!

Wer möchte zweifeln, daß die erste Pfeife Tabak aus diesem Beutel dem glücklichen Arbeitsmann besser schmecken werde, als alle nur denkbare Leckerbissen auf der Tafel eines Königes?

Lambert Hensmanns fühlte auf's Tiefste sein Glück; die Thränen standen ihm in den Augen, aber er bezwang sich und sagte mit gerührter Stimme, indem er des Mädchens Hand ergriff:

Was du da gesprochen hast, liebe Klara, und dies schöne Geschenk läßt mich sieben Jahre länger leben. Ich

kann dir nicht sagen, wie ich davon ergriffen bin! Ach sei tausendmal dafür gedankt!

Nun gab die Mutter ein Zeichen und die Kinder kamen mit ihren Blumensträußen.

Threschen und Ursula kamen lachend und riefen mit lauter Stimme:

Väterchen lieb!
Es ist heut dein Abend und morgen dein Tag,
Wie freut's mich, daß ich dir was schenken mag!

Die beiden andern Kleinen mußte die Mutter zu dem Vater führen; sie überreichten ihm ihre Sträuschen mit niedergeschlagenen Blicken. Das betrübte den alten Hensmanns; ach es waren die Kinder seines verstorbenen Bruders, und ihre arme Mutter lag nun auch auf dem Todesbett.

Um seine Rührung zu verbergen, hob er die armen Kleinen auf seinen Schooß, drückte sie an die Brust und verwischte seine Thränen mit ihren Haaren. Dann küßte er sie feurig; ließ sie vom Schooße auf die Erde, und sieh! nun waren sie fröhlich und hüpften spielend mit Threschen und Ursula in der Kammer umher.

War es dieser Beweis der Liebe, der sie ermuntert hatte? Ach ja, das war es, was ihnen fehlte; jetzt fühlten sie, daß sie doch noch einen Vater hätten, der sie liebte.

Nun kam die Reihe an Mutter und Sohn. Während die erstere das Chocoladen-Herz überreichte, trat Wilhelm mit feierlicher Haltung vor ihn hin und sagte mit innigem Gefühl sein Gedicht her.

Der Tag, so lang ersehnt, ist endlich wieder da!
Nur einmal zwar erfreut er uns im Jahr;
Doch wie der Sonne Strahl in Winters Nebeltagen,
So scheint er fröhlich in des Lebens Plagen:
Des Vaters Namenstag, St. Lambert ist nun da!

Sieh Vater, das Geschenk, was wir dir jährlich bringen,
Biet' ich dir wiederum mit tiefer Rührung an.
Nicht köstlich ist's, doch ist's von unserm Leben,
Es ist vom köstlichsten, was wir dir können geben,
Ein einfaches und auch ein treues Bild:

Ein Herz; das Herz der Mutter deiner Kinder,
Die unsern Lebenspfad mit Freud' und Lieb' bestreut,
Es ist das Herz von den unschuld'gen Kleinen,
Das Herz von Klara hier — von mir — und wir vereinen
Zu einem Herzen uns, zu einem Liebesschatz.

Den bieten wir dir an mit all den Wünschen, die
Wir stets für dich daraus zu Gottes Thron entsenden;
Und wenn uns Gott erhört, so fließen deine Tage
So friedsam hin, so frei von jeder Plage;
Dann wird ein jeder Tag, wie dieser sein, so schön!

Dann wirst du um dich her seh'n deine Kinder blühen
In Tugend, Redlichkeit und ungestörtem Glück;
Dann wirst du bald die Ruh' nach schwerer Arbeit haben;
Dann wird's dem Sohn vergönnt, mit Früchten dich zu laben
Von so viel Sorg' und Müh', die du für ihn ertrugst.

Ach ja! so wird's gescheh'n, Gott wird die Wünsch' erhören,
Die reinen Wünsche unsrer Kindesliebe,
Die täglich sich für dich zum Himmel heben.
Ja Vater, du sollst lang, noch lang und glücklich leben
Hier in der Deinen treuem, stillen Kreis.

Das war zu viel! Thränen der reinsten Seligkeit entströmten den Augen des Vaters. Die schönen rührenden Worte aus dem Munde seines guten Wilhelm, der sie mit allem Feuer eines jugendlichen Herzens gesprochen hatte, ertönten noch in seinen Ohren, wie ein seliger Engelgesang. Er kann seine Bewegung nicht zurückhalten; Mutter und Kinder umarmt und küßt er, auch nach Klara streckt er die Arme aus.

Diese indeß ist beschäftigt, alle Gläser mit rothem und weißem Weine zu füllen und jedem Kinde sein Glas in die Hand zu geben. Dann ruft sie fröhlich:

Hoch! hoch! Auf die Gesundheit von Lambertus!

Und alle stimmen ein, stoßen an und jubeln mit lauter Stimme:

Lang' lebe Lambertus! lang' lebe Lambertus!

Der feierliche Theil des häuslichen Festes war hiermit zu Ende. Nun kletterten die vier Kinder auf des Vaters Knie, um den schönen Beutel auch mal in die Hand zu nehmen, sprangen mit den Blumen im Zimmer umher und spielten tractiren mit den Stücken vom Chocoladen-Herz, wovon jedes seinen Theil bekommen hatte.

Klara sang alle Liedchen, die sie nur wußte; auch die Mutter stimmte noch eins an, was sie in ihren jungen Jahren zu singen gewohnt gewesen war; Wilhelm erzählte einige lustige Stückchen, und so verlief der fröhliche Abend, bis Thereschen und Ursula zu Bette mußten und die Mutter nebst Klara die beiden andern Kleinen zu Hause geleiteten.

Lambert Hensmanns und sein Sohn Wilhelm zündeten eine Lampe an und stiegen die Treppe hinauf; aber noch gingen sie nicht schlafen, obschon Wilhelm seiner Mutter auf's herzlichste gute Nacht gewünscht hatte. —

IV.

Die Beiden schlossen die Thüre einer kleinen Bodenkammer auf und traten ein. Wilhelm zog seinen Rock aus, und einen grauen Kittel an; man sah, daß sie noch arbeiten wollten, ehe sie sich zur Ruhe begäben; in dem Gemach standen außer einigen Farbtöpfchen und Pinseln noch mehrere Geräthe, die auf den Anstrich warteten. Es waren meistens Tönnchen, blecherne Dosen und Büchsen der verschiedensten Form, vielleicht die ganze Ausrüstung eines Krämerwinkels. Solch' gewöhnliche Arbeit konnte auch bei Lampenlicht gefertigt werden, und wurde deshalb für den Abend aufgespart. — Hensmanns war früher nicht gewohnt, noch in die Nacht hinein zu arbeiten, wenn er die Tageslast getragen hatte. Und fürwahr, er hätte das auch nicht aushalten können; er stand des Morgens mit Anbruch des Tages auf, erstieg mit seinem Farbetopf die Leiter, um einen Hausgiebel anzustreichen, und war so oft den ganzen Tag der brennenden Sonne ausgesetzt, bis er am Abend matt am Körper und Geist seine Glieder heimwärts schleppen konnte, um im Schlaf neue Kräfte für den morgigen Tag zu sammeln. Aber seit einiger Zeit hatte ein edles Gefühl von Mitleid ihn zu einer gefährlichen Ueberanspannung seiner Kräfte getrieben. Sein Bruder, ein geringer Arbeiter wie er, war gestorben, hatte zwei kleine Kinder hinterlassen, und ihre Mutter lag nun auch krank. Durch diese beiden Unglücksfälle war die arme Familie in die äußerste Armuth versunken; und oft hätte es gewiß der Mutter und den Kindern am nöthigen Brode gefehlt, hätte nicht ein anderer armer Mann mit Vaterliebe für sie gewacht. Seit der Zeit arbeitete Lambert Hensmanns immer bis Mitternacht und oft gar

noch später, obschon er nicht selten einen harten Kampf mit dem Schlafe bestehen mußte und diese übertriebenen Nachtwachen ihn sichtlich angriffen. Der ganze Ertrag dieser nächtlichen Arbeiten war für die arme Familie seines Bruders bestimmt; er gab das verdiente Geld so gewissenhaft an die kranke Frau ab, als hätte er dem lieben Gott dies feierlich gelobet.

War Wilhelm des Abends von seinem Bureau zurückgekehrt und das gemeinschaftliche Abendessen eingenommen, so stieg er mit seinem Vater die Treppe hinauf, zog seinen grauen Kittel an, und arbeitete mit ihm.

So weiheten diese guten Menschen ganz im Geheim und ohne Jemandes Mitwissen ihren Schlaf und ihre Ruhe dem leidenden Nebenmenschen. Hier in dem kleinen Häuschen, in der Stille der Nacht, vollbrachten sie ein heiliges Werk der Liebe!

Der Vater hatte schon ein Tönnchen vorgenommen und einige Pinselstriche gethan, als er bemerkte, daß sein Sohn noch müßig stand und zauderte, die Arbeit zu beginnen. Lächelnd sagte er zu ihm:

Nun munter, Wilhelm! Wir sind heut glücklich genug gewesen, und das Glas Wein hat uns gestärkt! Laß uns jetzt tüchtig daran gehen, es sollte mir leid sein, wenn die gute arme Marie mit ihren armen Kinderchen darunter leiden müßte, daß wir fröhlich gewesen. Im Gegentheil, heut können wir noch was länger arbeiten. Nur frisch ans Werk! Denke, daß wir es um Gotteswillen thun.

Der Sohn setzte sich zur Arbeit auf den Boden nieder und antwortete: Ja, Vater, ich hatte nur so einen Gedanken. Es ist schon so lange her, daß ich nicht an Karl Moerens geschrieben habe; so gern erzählte ich ihm von unserer heutigen Feier und sendete ihm die Verse von Clara und von mir. Das ging mir im Kopfe herum, und ich war im Begriff zu fragen, ob ich ihm noch diesen Abend schreiben solle; aber ich will es morgen Mittag thun. Laßt uns jetzt nur noch tüchtig arbeiten; Ihr habt Recht, Vater! es wäre nicht wohl gethan, wenn andere um unseres Glückes willen Mangel litten.

Vater und Sohn arbeiteten fort, und der Vater sagte

nach einiger Zeit: Aber, Wilhelm, ich habe ja so lange von Karl Moerens nichts mehr gehört. Wie geht es ihm in Paris? Ist er noch kein Doctor?

Ach, Vater, das geht so leicht nicht. Er ist noch erst Candidat in den Wissenschaften geworden und muß noch manches Examen bestehen, ehe er jemanden ärztlich behandeln darf. Er ist doch recht unglücklich; ein Waisenkind ist doch sehr übel daran in dieser Welt, Vater! Seine alte Tante, die ihn studiren läßt, ist so geizig, daß man es kaum glauben sollte. Sie bezahlt seine Lektionen, sonst aber schickt sie ihm so wenig, daß zu Paris keine Katze davon leben könnte. Karl schreibt mir, daß er ganze Wochen lang von bloßem Brode lebe, und wenn er dann mal Fleisch bekommt, was glaubt Ihr, wie er das anfängt. Er geht dann in ein Haus, es ist zum Eckeln, eine Garküche heißen sie es da; dort steht allzeit ein Kessel mit Stücken Fleisch auf dem Feuer. Nun bekommt man eine große Gabel in die Hand, und für zwei Sous kann man dann einmal in den Kessel hineinstechen. Das Stück, was man heraufholt, gehört einem; aber wäre es noch Ochsen- oder Rindfleisch! Karl schreibt mir, daß in Paris hunderte von Menschen ihren Unterhalt damit verdienen, daß sie Hunde und Katzen stehlen, und daß wenig Pferde dort sterben, ohne daß die Garküchen davon bekämen. Das muß 'ne schöne Kost sein, nicht wahr, Vater?

Ach, Karl hat das zum Scherz geschrieben!

Zum Scherz? Nein, gewiß nicht; der Brief ist ganz traurig, und er hat gewiß manche Thräne dabei geweint. Ich werde ihn dir morgen zeigen. Ach Vater, es schmerzt mich, daß Karl unglücklich ist. Ich weiß wohl, er ist jung und wird sich schon forthelfen; aber es ist doch verdrießlich, daß, wenn man studiren möchte, man seine Zeit mit Stunden geben oder Abschreiben verbringen muß, und dann doch noch Hunger leidet.

Karl studirt aber schon so lange, Wilhelm; mich däucht, er hätte besser gethan, Advokat zu werden. Das geht doch schneller!

Ach nein, doch nicht; es kommt alles auf eins hinaus! Seine Tante wünschte auch, er möchte Jura studi en; aber Karl hatte gar keine Lust dazu; und ich glaube, er hat Recht.

Ihr wißt es nicht, Vater; aber heut Morgen bin ich auf dem Tribunal gewesen; ich mußte für den Notar ausgehen; die Person, von der ich eine Antwort holen sollte, hieß mich über eine halbe Stunde wiederkommen, und so ging ich inzwischen in den Gerichtshof. — Man war gerade daran, einen Dieb zu verurtheilen, der vorigen Monat durch den Keller in das Haus des Weinhändlers Janssen eingebrochen ist. Da hörte ich einen Advokat reden, daß ich mich ärgern mußte über den Unsinn, den er sprach; er machte den Dieb so weiß wie Schnee, und der Schweiß lief ihm vor Anstrengung von der Stirn. Aber wenn man das Beredsamkeit heißt, solch ein hohles Geräusch von Worten; solch' ein Geberden mit den Armen, das zu den Worten paßt wie die Faust aufs Auge; das Schreien und Rufen ohne Grund; dann muß ich sagen, daß die Beredsamkeit eine schreckliche Gabe ist für die Zuhörer. Und doch gilt der Advokat für einen der Besten. Ich war in dem Augenblicke recht froh, daß Karl nicht die Rechte studirt; ich hätte ihn nur einmal so sprechen hören müssen, um seiner für immer überdrüssig zu werden.

Ja Wilhelm, das versteh ich nicht, ich kann nicht darüber urtheilen. Aber da du gerade von dem Dieb sprichst, der in Janssens Haus eingebrochen ist; du weißt doch, daß ich eben daran bin, den Giebel von Herrn Standel auf dem Eiermarkt in Oelfarbe zu setzen. Meine Töpfe, Haken und sonstiges Geräthe stehen in einem kleinen Zimmerchen nach der Straße. Ich gehe da aus und ein, um Farbe und sonst etwas, was ich nöthig habe, zu holen; ich habe noch nicht Acht gegeben, was darin steht; es kümmert mich nicht. In diesem Kämmerchen ist eine Luke, wodurch man in den Keller geht. Diesen Morgen war ich wieder hineingegangen, um meinen Topf zu füllen; da kommt Frau Standel zu mir und zeigt mir die Kellerluke, die in der That ganz verfault ist und in Stücken fällt. Seht, Hensmanns, sagt sie, heut morgen hätte ich beinah ein Bein gebrochen; ich bin mit dem Fuß durch die Planke da geschossen. Wir haben schon lange gesagt, daß wir eine neue Luke machen lassen müssen; man könnte dadurch recht gut ins Haus einbrechen; wenn man die Kellerthür an der Straße aufbricht, ist man gleich

in diesem Kämmerchen. Sie kämen dann freilich noch nicht in die andern Zimmer, aber hier ist auch schon genug, was sie stehlen könnten. Ich antwortete nicht, und zuckte die Achseln, denn Frau Standels sah mich so an, als fürchtete sie, ich könnte sie bestehlen wollen, so daß ich darüber fast bestürzt wurde. Nun ging sie hin, öffnete eine Kiste, die da stand, und zeigte mir, was darin war. — Seht, Hensmanns, sagte sie, das wäre der Mühe werth, um es zu stehlen, meint Ihr nicht? Solche silberne Löffel und Gabeln sind leicht zu tragen, nicht wahr? Es ist gut, daß ich durch die Luke getreten habe, sonst hätte ich gar nicht Acht darauf gehabt, aber nun soll dies Kästchen nicht lange mehr hier stehen bleiben, heut oder morgen will ich es noch andershin setzen, wo man es so leicht nicht finden soll. Mein Stillschweigen schien Frau Standels zu befremden, aber mein Topf war nun gefüllt, und ich ging langsam aus der Thüre. Als ich wieder auf meiner Leiter stand, dachte ich nach, was das Benehmen der Frau Standels bedeute; ich mußte lachen über das Mißtrauen dieser Leute. Hättest du nicht von dem Dieb gesprochen, ich hätte nicht mehr daran gedacht.

O Vater! geizige Menschen mißtrauen jedermann.

Die Standels kenne ich. Mein Herr ist ihr Notar; die Last und Mühe, die sie ihm machen, sind unerhört, wenn Ihr sie sprechen hört, solltet Ihr glauben, alle Leute, außer sie allein, seien Schelme und Spitzbuben. Gott weiß, ob sie Euch das alles nicht gesagt hat, aus Furcht, ihr möchtet sie bestehlen wollen, um Euch zu zeigen, daß sie auf ihrer Hut seie; aber das Beste ist, über solche Abgeschmacktheit zu lachen.

So sprachen Vater und Sohn noch lange über mancherlei mit einander, und als es auf St. Andreas-Thurm Mitternacht schlug, schienen sie noch nicht Willens zu sein, mit der Arbeit einzuhalten, obschon Wilhelm bereits mehrmals aus Schlaf mit dem Kopfe genickt hatte.

V.

Um dieselbe Mitternachtsstunde kam ein junger Mensch Namens Bruggelink aus einer Schenke am Fischmarkt. Da er länger als gewöhnlich ausgeblieben war, und ohne Zweifel eine tüchtige Ermahnung fürchtete, eilte er schnell durch die Finsterniß nach Hause. Er war der Sohn des Küfers auf dem Eiermarkt. Als er an sein Haus kam und die Hand schon an die Klingel gelegt hatte, hörte er in der Stille der Nacht ein Geräusch, als wenn silbernes Geschirr auf einen Stein fiele, und sah noch in der Dunkelheit einen Menschen an den Häusern sich hinschleichen. Er hatte einen Sack auf dem Rücken und eine weiße Mütze war alles, was von seinen Kleidern zu unterscheiden war, da er gleich darauf um eine Ecke verschwand.

Jan Bruggelink hatte nicht zuviel Muth. Obgleich er überzeugt war, daß man irgendwo in der Nachbarschaft einen Diebstahl ausgeführt oder beabsichtigt habe, beeilte er sich doch an der Klingel zu ziehen, um eingelassen zu werden. Dem Knecht, der ihm öffnete, erzählte er, was er gesehen und gehört hatte; dieser aber sagte ihm, er hätte zum mindesten rufen müssen: Halt den Dieb! Halt den Dieb, und es sei jetzt noch seine Pflicht, hinzugehen, um zu sehen, ob die Diebe etwa noch da seien. Wie wenig Lust Jan Bruggelink dazu auch hatte, so folgte er doch dem Knechte dahin, wo er das Geräusch gehört hatte. Als sie zu Standels Hause kamen, sahen sie, daß die Kellerluke erbrochen war, und die Hausthür weit offen stand. Der Knecht riß mit Gewalt an der Klingel und weckte dadurch Herrn Standels, der das Fenster öffnete und frug, was man wolle. Kaum hatte der Knecht ihm geantwortet: Eure Thür ist erbrochen,

Ihr seid bestohlen! als Herr Standel zurückflog, und ein Geschrei und Gejammer erhob, als wolle man ihn morden.

Einige Augenblicke nachher kam er mit seiner Frau herunter, und eilte mit einem Lichte in das kleine Zimmer an der Thür. Das Ehepaar jammerte erbärmlich, und riß sich fast die Haare aus: alles Silberzeug und eine Menge neuer Leinewand war verschwunden. Mitten in ihren Klagen über den Verlust that die Frau nichts, als schreien:

Er soll es büßen der scheinheilige Schelm. Er soll es theuer bezahlen, der Dieb!

Während die Umstehenden, selbst ihr Mann, verwundert waren über ihre unverständlichen Ausrufe, zog sie hastig eine Lade nach der andern auf, und zu ihrem Aerger fand es sich, daß die Diebe nichts von Werth vergessen hatten.

Oben auf einem Schrank fanden sie ein Werkzeug, das wahrscheinlich dazu gedient hatte, das Schloß zu sprengen; wüthend besah sie es eine Zeitlang, und als ihr Mann nochmal frug, ob sie den Dieb kenne, zeigte sie ihm statt aller Antwort das Werkzeug. Es war ein Haken in Form eines S, womit die Anstreicher ihren Farbentopf an der Leiter aufhängen.

Ha, rief Herr Standel, ist es so? Nun wissen wir genug! Der verfluchte Hensmanns! der Scheinheilige! und sich zu Bruggelink wendend, fragte er:

Aber wie sah er aus? War er nicht groß?

Ja, ziemlich.

Seht Ihr wohl! rief Frau Standel.

Hatte er nicht einen grauen Kittel an?

Das weiß ich nicht. Ich habe nur bemerkt, daß er eine weißliche Mütze auf hatte.

Ja, er ist's, der Schelm! rief die Frau; eine weiße Mütze! er hat keine andere. Ich dachte es wohl! Man sollte doch heutzutage seinem eigenen Vater nicht mehr trauen. Aber wir wollen doch sehen, ob er ohne Brandmark davon kommen soll, und müßten wir auch unser halbes Vermögen daran setzen!

Herr Standel sagte nichts, er stand da mit einem finstern und racheglühenden Gesichte. Als er aber sah, daß Bruggelink mit seinem Knechte sich entfernen wollte, lief er

hastig in ein anderes Zimmer, und kam mit zwei Pistolen zurück. Nun laß sie nur kommen, rief er dann aus, ich gäbe zwei Napoleons an die Armen, wenn ich heut noch ein paar Kerle über den Haufen schießen könnte. Er fragte dann Bruggelink noch, ob er auch vor Gericht bei seiner jetzigen Aussage bleiben werde; brachte ihn bis auf die Straße, klappte die Kellerluke wieder zu und schloß die Hausthür. —

Bei ihrem großen Reichthum waren die Standels über die Maßen geizig und habsüchtig. Der Verlust einiges silbernen Hausraths war für sie ein schreckliches Unglück, und erfüllte ihr Herz mit Wuth und Aerger. Als die beiden Eheleute sich allein befanden, fingen sie zwar nicht an zu weinen, aber ihr ganzes Aeußere verrieth ihren Ingrimm. Geiz war nicht ihr einziger Fehler; Bosheit und Rachsucht beherrschten sie eben so sehr, und da sie den Dieb zu kennen glaubten, vergaßen sie für den Augenblick ihren Verlust, um sich ganz ihrem Rachegefühl zu überlassen. Der Dieb, der Scheinheilige sollte gebrandmarkt, gefangen, gerädert, gespießt werden, und hätten sie auch darüber arm werden oder Mörder dazu dingen müssen. Konnten sie ihn auch vor Gericht nicht überführen, das that nichts zur Sache; sie waren überzeugt, daß ihr Argwohn gegründet war, und wollten sich rächen, wenn auch die ganze Welt dawider aufstände. So fluchte und tobte Herr Standel in einem fort, während er mit den Pistolen drohend hin und her fuhr. Seine Frau trieb es in ähnlicher Weise, bis sie sich endlich etwas beruhigten und anfingen zu überlegen, welche Mittel sie anwenden wollten, um unumstößlich zu beweisen, daß Niemand anders als Lambert Hensmanns der Dieb sei. Ob diese Mittel gesetzlich waren oder nicht, das kümmerte sie sehr wenig, wenn sie nur hoffen konnten, ihr gestohlenes Gut wieder zu bekommen, und den Dieb auf's Schaffott zu bringen.

VI.

Mit dem ersten Schimmer des Tages verließ Frau Standel ihre Wohnung, und nach einer halben Stunde kehrte sie zurück mit zwei alten Frauen, die sie in das Zimmerchen zu ihrem Manne führte. Dieser öffnete die Thür eines andern Gemaches, das an das Zimmerchen anstieß, ließ die Frauen hineintreten, und sprach dann zu ihnen: Seht, Ihr bleibt nun hinter der Thür stehen; ich werde sie halb offen lassen. Der Dieb wird sogleich kommen; hört dann genau zu, und behaltet wohl, was er sagen wird; denn Ihr müßt vor Gericht Zeugniß darüber ablegen. — Aber haltet Euch ja hinter der Thür, damit er Euch nicht sehe, denn sonst möchte er nichts gestehen.

Die beiden alten Frauen versprachen sich ganz der Anweisung gemäß zu verhalten, indeß zu aller Vorsicht blieb Frau Standel bei ihnen.

Herr Standel wandelte inzwischen im Kämmerchen auf und ab. Er bebte sichtlich vor Zorn und Erwartung; seine Stirn war geröthet, und von Zeit zu Zeit sah er nach seiner Uhr. Ohne Zweifel war die Stunde nahe, denn seine Aufregung ward heftiger, und er lauschte aufmerksam, ob sich etwa ein Geräusch an der Hausthür hören ließe.

Dann trat er in eine Ecke des Gemachs, steckte die Hand in die Tasche, und zog ein Pistol heraus; mit hämischem Lächeln spannte er den Hahn, und murmelte einige unverständliche Flüche. Auf einmal fuhr er zusammen und steckte hastig das Pistol wieder ein, denn die Klingel der Hausthür ward gezogen, und der Erwartete war ohne Zweifel da.

Frau Standel öffnete, und kehrte dann schnell auf ihren Posten zurück.

Lambert Hensmanns, der gekommen war, um seine Arbeit fortzusetzen, ahnte nichts von der teuflischen Verschwörung, die hier gegen ihn gesponnen war; ohne Arg trat er in den Gang, öffnete die Thür des Kämmerchens und wollte seine Farbetöpfe nehmen; aber das fürchterliche Gesicht des Herrn Standel erschreckte ihn so sehr, daß er stumm und entsetzt stehen blieb. Dieser ließ ihm nicht Zeit nachzudenken, sondern sprang wüthend auf ihn los, packte ihn beim Kragen und riß ihn weiter in die Kammer hinein, während er ihm mit von Zorn fast erstickter Stimme zurief:

Ihr abscheulicher, verfluchter Schuft! wollt Ihr nun gleich gestehen, daß Ihr heut Nacht hier eingebrochen seid! Wollt Ihr auf der Stelle alles zurück bringen, was Ihr gestohlen habt, Ihr Dieb, oder ich übergebe Euch gleich in die Hände der Polizei!

Lambert Hensmanns war von dem heftigen Schütteln und der Drohung ganz betäubt und verwirrt. Er antwortete bebend: Ich in Euer Haus gebrochen? Ach Herr, laßt mich doch gehen, ich weiß von nichts.

Ihr wißt von nichts, Scheinheiliger! schrie Standel wüthend. Ihr wißt von nichts? Das wollen wir doch sehen! und mit diesen Worten zog er das Pistol aus der Tasche, setzte es dem Hensmanns auf die Brust, während er ihn mit der andern Hand festhielt, und wie rasend schrie: Bekennt Ihr nun, und wollt Ihr gleich das Gestohlene zurückgeben? Habt Ihr es gethan, oder nicht? schnell! schnell!

Hensmanns war bleich wie der Tod geworden. Er glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen, und vor dem Anblick des Mordgewehres entsetzte er sich so, daß ihm auch alle Kraft gebrach, es von sich abzuwehren. Als ihn Standels nun aufs neue anfuhr, antwortete er stammelnd: Ach ich sage nicht, daß ich es nicht gethan habe, ich will das Gestohlene wiederbringen, wenn ich es finden kann.

Standel drückte ihm nochmal das Pistol vor die Brust, und rief: Habt Ihr es gethan oder nicht? Bekennt schnell!

Der Unglückliche stotterte, während ihn seine letzten Kräfte zu verlassen schienen:

Ich hab' es gethan!

Diese unseligen Worte waren kaum seinem Munde entfallen, als Standel ihn beim Kragen faßte, ihn zum Hause hinaus warf und die Thür hinter ihm zuschlug.

Taumelnd und halbtodt fiel der arme Hensmanns gegen eine Mauer. Alles, was er gehört und was ihm geschehen war, drehte sich in seinem Geiste umher. Eine Zeitlang blieb er ganz bewegungslos und wie versteinert; endlich erwachte er aus seiner Betäubung, und je mehr er zu sich kam, desto schrecklicher stand seine Zukunft und das Gefühl der Schande, die seiner wartete, vor ihm. Wie arm, wie gering er auch war, der erlittene Schimpf ging ihm doch wie ein Stich durchs Herz. Er, behandelt wie ein Hund, als Dieb angeklagt! Der Unglückliche, er dachte an seine lieben Kinderchen, an seinen edeln, wackern Sohn, an seine tugendsame Frau, dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und fing bitterlich an zu weinen.

Vielleicht hätte er noch lange so dagestanden, hätte nicht ein Vorübergehender ihn am Arm gefaßt und ihn gefragt: was habt Ihr, Freund?

Da trieb die Scham ihn hinweg. Er bezwang seinen Schmerz, und eilte mit niedergeschlagenen Augen in seine Wohnung. Hier sank er auf einen Stuhl, zog seine beiden kleinen Kinder an seine Brust und vergoß einen Strom von Thränen über die beiden Unschuldigen, die mit ihrem Vater weinten, ohne zu wissen, welche furchtbare Pein ihn folterte.

Schluchzend und mit abgebrochenen Worten erzählte er seiner Frau, was ihm widerfahren war. Die unglückliche Frau erfüllte die Kammer mit Klagen und Jammergeschrei. Ach sie ahnte nicht, welches Unglück ihr noch bevorstand. War er ja doch unschuldig, und eine Beschuldigung böser Menschen konnte doch nicht hinreichend sein, jemand zum Diebe zu machen, der sein ganzes Leben lang als ein ehrlicher Mann gegolten hatte. Man konnte ihm nichts thun; die Gesetze schützten den Armen so gut als den Reichen; die Schmach war wohl groß und schmerzlich, aber mit einem reinen Gewissen konnte man sich darüber wegsetzen, und die ehrenräuberischen Lästerer verachten. —

So etwa sprach Frau Hensmanns ihrem betrübten Manne Trost ein. Er fand in der That durch diese Aussichten

seine Pein gelindert, aber deßungeachtet wollte seine innere Angst ihn nicht verlassen. Er bedurfte anderen Zuspruches, sein Sohn Wilhelm allein konnte ihm rathen, was zu thuen sei, um die drohende Gefahr abzuwenden. So schickte er denn seine Frau zu Klara, damit diese Wilhelm nach Hause rufen lassen möchte.

Kaum war die Mutter von diesem Gange wieder zurückgekehrt, als sie auf einmal ihren Mann leichenblaß werden sah. Mit einem lauten Schrei sprang er auf und lief die Treppe hinan. Da sie gar nicht begriff, was ihm sei, so wollte sie ihm folgen, aber eine schreckliche Erscheinung hielt sie auf ihrem Stuhl gefesselt. Vier Gensd'armen mit zwei höheren Gerichtsbedienten traten in diesem Augenblick in die Kammer, zum größten Entsetzen von Thresschen und Ursula, die laut weinend davon liefen.

Mehr als einmal mußten die Gerichtsdiener die arme Frau fragen, wo ihr Mann sei; sie hörte es anfangs gar nicht. Endlich rief sie mit kläglicher Stimme:

Ach meine Herren, er ist unschuldig! er hat es nicht gethan, ach nehmt ihn nicht mit . . . um Gotteswillen! Es wäre sein Tod!

Sie fiel vor dem Manne nieder, der den andern vorgesetzt zu sein schien, und wollte von ihm, in ihrer Unwissenheit, die Freiheit ihres Mannes erflehen; da erscholl von der Treppe her ein Schrei der Verzweiflung.

Die Gerichtsdiener ließen die Frau liegen und eilten nach oben. Der verzweifelte Hensmanns mußte ihnen heftigen Widerstand leisten, man hörte die Säbel der Gensd'armen über den Boden hin und her schleppen, und manches heftige Wort wurde gewechselt. Unterdessen hatte die unglückliche Frau ihre armen Kinderchen auf den Schooß genommen, und ihr Haupt zwischen ihnen verborgen. Es war ihr, als wenn die ganze Welt ihr aufs Herz gefallen wäre. Die Aermste! sie hörte weder das Gejammer ihrer zitternden Kinder noch den Lärm über ihr; da rief ihr Mann sie so kläglich bei ihrem Namen, und davon erwachte sie. Ach, welcher unglückselige Anblick! da steht ihr Mann, Todesbläße auf dem Gesichte; seine Arme sind ihm auf dem

Rücken gebunden; zwei Gensd'armen mit gezogenem Säbel bewachen ihn.

Als die halbtodte Frau das sieht, wirft sie den Gensd'armen sich zu Füßen, steht wieder auf, umhalst ihren Mann, läuft dann zum Kamin, erhebt ihre Hände zu dem Bilde des Gekreuzigten, welches dort befindlich ist, und sinkt wie todt in die Asche des Heerdes. Einer der Gensd'armen reißt sie von dem Feuer weg, und ruft dann eine Frau von der Straße zu ihrer Hülfe herbei.

Ach das schmerzliche Schauspiel dauert zu lange. Aber man ist mit der Haussuchung beschäftigt, und weil man nichts findet, geht es damit nicht rasch. Der arme Gefangene leidet unterdessen alle Peinen der Hölle; aber keine Klage, kein Seufzer entfährt ihm. Er beugt sein Haupt und gibt sich gefühllos den Umarmungen seiner jammernden Kinder hin. Vor ihm ist das Grab offen, seine Ehre geraubt, er ist todt für alles!

Endlich gaben die Gerichtsdiener das Zeichen zum Aufbruch. Hensmanns, der seit einiger Zeit unverwandt auf sein armes Weib hingestarrt hatte, das ohnmächtig der andern Frau im Arme lag, ermannt sich nun wieder. In diesem schrecklichen Augenblick, wo er seine Wohnung verlassen soll, um in ein Gefängniß verschlossen zu werden, bluten alle Wunden seines Herzens aufs neue; er fleht um Erlaubniß zu seiner Frau gehen zu dürfen, drückt seinen Mund auf ihre blauen Lippen, und die grausame Trennung preßt ihm einen Strom von Thränen aus. Thereschen und Ursula umklammern seine Füße, und wollen weder durch Bitten noch Gewalt von ihm lassen. Ach! sie fühlen wohl, daß ihr Vater ihnen für lange Zeit entrissen werden soll. Endlich macht ein Gensd'arme sie mit Gewalt von ihm los, und hält sie fest, während die anderen den Vater fortführen.

Vor der Thür und weiter in der Straße hinauf standen wohl zweihundert Menschen, und warteten voll Neugier und unter großem Lärm auf das, was geschehen werde. Als sie nun Hensmanns herausführen sahen, die Hände auf dem Rücken gebunden und bitterlich weinend, da ergriff alle ein Gefühl des Mitleidens; zwar glaubte keiner der Umstehenden, daß er unschuldig sei, alle, selbst seine

Nachbarn, jammerten nur wegen der Uebelthat, die er begangen. Wohl riefen einige: ist es möglich? wer hätte das gedacht! So nöthig hatte er es doch nicht! Alle Umstände des Diebstahls wurden schon erzählt, und es hieß, Hensmanns habe bereits gestanden. Daß man ihm das Geständniß durch Androhung des Todes abgedrungen, davon wußte man nichts, da dies den alten Frauen selbst, die die Neuigkeit erzählt hatten, unbekannt war.

Wer könnte beschreiben, welch tödtende Scham den alten Hensmanns befiel, als er beim ersten Schritt auf die Straße so viele Augen auf sich geheftet sah. Er, dessen Leben bis dahin so rein und unbefleckt gewesen war, sollte nun zwischen Freunden und Nachbaren dahinschreiten wie ein Galgendieb. Die neugierigen Blicke, deren keiner den Glauben an seine Unschuld verrieth, drückten sein Haupt tief auf die Brust nieder; er sah nicht eher wieder auf, bis er weit vor Klaras Haus vorüber war. — Still und ernst zogen die Gensd'armen mit ihrem Gefangenen weiter, um ihn zum Zuchthaus zu führen, als auf einmal das Wort: Vater! Vater! ertönte, und ein Jüngling die Wächter zur Seite stieß, und dem Gebundenen an den Hals flog. Wilhelm hatte auf die Botschaft von Klara sein Bureau verlassen; unruhig, weshalb ihn sein Vater wohl so früh rufen lasse, eilte er nach Hause, ohne etwas zu ahnen, von dem was vorgefallen. Schon von Weitem hatte er den Dieb ankommen sehen, aber so weit war er entfernt, an die Möglichkeit dessen, was er nun sah, zu glauben, daß er seinen Vater erst erkannte, als er gerade vor ihm war. Wie vom Schlage getroffen stand er da, alle seine Glieder spannten sich vor Schmerz und Wuth. Dann stürzte er seinem Vater in die Arme.

Da hing er nun an seinem Halse, unverständliche Worte ausrufend, wie ein Mensch, der seiner Sinne nicht mächtig ist; sein Vater selbst suchte ihn zu beruhigen, es half nicht; er hielt ihn wie rasend umklammert, und schoß wüthende Blicke auf die Gensd'armen. Diese, welche aus dem Rufe Vater! Vater! entnommen hatten, wer er war, ließen ihn anfangs aus Mitleid gewähren, aber nun ward seine Haltung so drohend, und es kam so viel Volks dazu gelaufen,

daß sie es für nöthig erachteten, ihn zu entfernen, und so faßten ihn zwei von ihnen, und hielten ihn fest, während die anderen mit dem Gefangenen weiter zogen.

Auf einmal bemerkte er, daß sein Vater gebunden war. Dieser Anblick gab ihm übermenschliche Kräfte; er stieß die Gensd'armen von sich, zog ein Messer aus der Tasche, sprang zu seinem Vater hin und zerschnitt den Strick, ohne daß ihn jemand hindern konnte; aber schnell hatten die Gensd'armen ihn wieder gefaßt, und das Messer ihm genommen. — Es würde ihm nun unmöglich gewesen sein, sich loszureißen, so fest hielt man ihn jetzt; aber es war keine Gewalt mehr gegen ihn nöthig, denn er ging nun mit erhobenem Haupte und gleichsam stolz hinter seinem Vater her. Er hatte gehört, daß Befehl gegeben war, auch ihn ins Zuchthaus zu führen, und darüber lachte er vor Freuden, der Unglückliche! Aber in diesem Lachen war etwas, wie von einem Sterbenden, einem Mörder; etwas Schreckliches, das erbeben machte. — Es war kein Zweifel, er war von Sinnen; denn alles, was er sagte und rief, glich viel eher den Reden eines Wahnsinnigen, als der Sprache des Gefühls und der Ueberlegung. Nur einmal wandte sich sein Vater nach ihm um, als er aber seine blutrothen Augen in dem todtblassen Gesichte sah, schauderte es ihn, und er wagte es nicht ferner ihn anzusehen.

Unter großem Zulauf des Volkes langten sie beim Zuchthaus an. Die Thür dieses schrecklichen Aufenthaltes öffnete sich vor Vater und Sohn, und schloß sich hinter ihnen wie ein Grab.

Eine Zeitlang noch blieb die gaffende Menge davor stehen; dann verlief sie sich allmählig, und jeder ging wieder seiner gewohnten Arbeit nach.

Nicht lange darauf öffnete sich die Thür des Gefängnisses, und zwei Gensd'armen führten den jungen Wilhelm hinaus. Ganz verwirrt blieb der Jüngling eine Zeitlang stehen, als betrübte es ihn, sich in Freiheit zu sehen; dann wandte er sich mit ungewissen Schritten wieder zur Thür des Gefängnisses; aber die Schildwache stieß ihn zurück. Verzweifelt starrte er die schwarzen Mauern an, hinter welchen sein Vater jetzt den feuchten Boden seines Gefängnisses

mit Thränen benetzte. Schreckliche Gedanken von Mord und Haß gegen die ganze Welt flogen ihm durch die Seele, ohne daß er wußte, an wem er seines Vaters Unglück rächen sollte. — Dann kam ihm der Gedanke an seine Mutter und seine Geschwisterchen, und hastig eilte er von dannen. —

Sein Herr, der Notar, liebte ihn als einen fleißigen und gutherzigen Menschen; ihm klagte er sein ganzes Unglück. — Dieser hörte ihn voll Mitleid an, aber seine Worte durchbohrten das Herz des Jünglings.

Was! er wollte nicht gleich an die gänzliche Unschuld des Vaters glauben? Das Gericht sollte darüber erkennen! Das verdroß ihn so sehr, daß er voll Aergers zu seiner Mutter eilte. Unterwegs begegneten ihm viele Freunde und Bekannte, die schon von dem Vorfalle wußten, oder durch ihn davon Nachricht erhielten. Ueberall, bei jedem derselbe Zweifel! Sollte er denn die ganze Welt, wegen ihrer Ungerechtigkeit hassen und verwünschen? Vielleicht Klara auch? Ach nein! seine Seele sagte nein; sein Vertrauen in die Standhaftigkeit seiner Freundinn wankte nicht.

Die Augen vor Scham fast geschlossen und gesenkten Hauptes kam Wilhelm nach Hause. Unten fand er niemand; die Einsamkeit des Grabes herrschte in dem Zimmer, wo gestern noch so frohe Worte in den Ohren des geliebten Vaters erklungen waren. —

Oben hörte er Seufzen und Schluchzen.

Bebend und mit klopfendem Herzen stieg Wilhelm die Treppe hinauf. Hatte vielleicht ein neues Unglück ihn getroffen? Himmel seine Mutter! Der Schlag hatte sie gewiß getödtet!

Die arme Frau lag da ausgestreckt auf einem Bette, neben ihr saß die weinende Klara, Thieschen und Ursula auf dem Schooße.

Ach Mutter! liebe Mutter! rief Wilhelm in der äußersten Verzweiflung, und warf sich auf ihr Bette. Die Frau öffnete ihre Augen; er faßte ihre Hand und küßte sie inbrünstig, dann legte er seinen Kopf darauf, und entlastete sein Herz durch einen Strom von Thränen von den Schmerzen, die es erfüllten.

VII.

Karl Moerens an Wilhelm Hensmanns zu Antwerpen.

Paris, den 29. September 1812.

Unglücklicher, lieber Freund!

Ich beginne diesen Brief, ohne zu wissen, ob ich ihn vollenden kann. Meine Thränen fließen auf das Papier — und so geht es mir schon seit vier Tagen, so oft ich die Feder in die Hand nehme, um dir zu antworten. Ach, ich kann es nicht glauben! Dein Vater durch Gensd'armen aus dem Hause geholt? Gebunden? Beschuldigt des Diebstahls mit Einbruch? Es ist nicht möglich, nein! — [und ach, es ist doch so!

Armer Wilhelm! hat dich die Verzweiflung so tief niedergebeugt, daß du auch an der Theilnahme deines Busenfreundes zweifeln konntest? Warum sandtest du mir einen solchen Brief, der mich so bitter kränken mußte! Ich vergebe es dir, mein theurer Bruder. Mögen alle dich verlassen, dich meiden als den Sohn eines Angeklagten, hier Wilhelm, hier ist ein Herz, das offen steht, um den ganzen Erguß deiner Schmerzen mit Liebe aufzunehmen, das dir einen Theil deiner Pein abnehmen mögte, und das dich immer eben so feurig, eben so treu lieben wird. Schone seiner nicht; es hat deine Freuden getheilt, es muß auch weinen, wenn das deine trauert.

Unglücklicher Freund, ich soll dich trösten! Ueber zwei Tage irrte auch ich hoffnungslos umher; immer nur konnte ich an die Tiefe deines Jammers denken; ich floh den Anblick meiner Bekannten, als wäre mir eine unauslöschliche Schmach angethan; in den schlaflosen Nächten floßen meine Thränen. Dein Brief, worin jeder Buchstabe wie mit Feuer geschrie-

ben ist, hatte mich in den Abgrund der Verzweiflung gestürzt. — Nun aber wechseln Gedanken der Hoffnung und des Trostes mit meinen Thränen, und sie flüstern mir zu, daß dein Vater wohl schon freigelassen ist oder es doch bald sein wird. O, dieser Gedanke hat mich getröstet und er muß auch dich trösten, mein Wilhelm!

Die Unschuld deines Vaters wird erkannt werden, das ist gewiß. Wenn auch ein Jeder jetzt an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln scheint, so fluche darum doch der Menschheit nicht; du wirst es sehen, sobald man weiß, daß er unschuldig ist, wird man ihm mit verdoppelter Liebe und Achtung begegnen. Dann wird Euer Leben seinen gewohnten Lauf wieder nehmen, und Ihr behaltet von diesem Unglück zwar die Erinnerung an den Schmerz der Trennung, aber auch an die Freuden des Wiedersehens . . . .

Ach Wilhelm, obschon diese Hoffnungen sich gewiß verwirklichen werden, so muß ich mir Gewalt anthun, um sie niederzuschreiben. Ich fühle eben so eine fast unwiderstehliche Neigung in mir, mich maßlos dem Jammer hinzugeben und meine Augen in Thränen zu baden; aber es ist doch nicht wohlgethan, wenn wir nicht daran denken, daß Gott über den Unschuldigen wacht, und wenn wir nur die düstern Wolken am Horizonte sehen wollen, während die Sonne der Hoffnung hindurch scheint.

Von deiner armen Mutter muß ich auch sprechen, nicht wahr? Ich fühle es an dem Schmerz, der mich erfaßt, daß der Anblick ihrer Leiden dir das Herz zerreißt; aber Wilhelm, deine Furcht ist nicht gegründet. — Weißt du nicht an dir selbst, daß dieser furchtbare Schlag alle Nerven deiner Mutter für den Augenblick abspannen mußte, und daß du deswegen, weil sie nun so still und anscheinend so schmerzlos da sitzt, nicht fürchten mußt, diese Verwirrung des Geistes werde bleibend sein. Vermehre doch dein Unglück nicht durch diese schreckliche Vorstellung!

Das, was ich geschrieben, hat mich erleichtert. Ich fühle es innig, daß wir Unrecht thun, uns der Verzweiflung zu überliefern. Lieber Wilhelm, denke an den lieben Gott, der dort oben wachet über deinen unschuldigen Vater

und deine niedergebeugte Mutter; zweifle nicht an seiner Hülfe und erfreue dich schon im Voraus der Gewißheit, daß dein Vater bald in Eure Arme zurückkehren wird, gereinigt von der Schmach und doppelt geachtet als das unglückliche Opfer eines Irrthums.

Ich habe für Klara zu Gott gebeten, daß er den Engel segne, der so süßen Balsam in deine Wunden träufelt.

Ach, ich muß meinen Brief beendigen, meine Thränen fließen wie bei einem traurigen Abschied. O Wilhelm, wüßtest du, wie ich leide durch dein Unglück! Küsse deine Mutter und Geschwisterchen von mir und traue der Hoffnung und den Worten deines innig betrübten Freundes

Karl.

VIII.

Wilhelm Hensmanns an Karl Moerens.

Antwerpen, den 15. Januar 1813.

Theurer, treuer Freund!

Endlich! Morgen wird das Loos meines Vaters entschieden; morgen soll man wissen, ob ich der Sohn eines Diebes oder eines armen, unschuldigen Arbeiters bin! Morgen soll ich meinen lieben Vater frei in meine Arme schließen, oder er zum Schaffot und wir zur Schande verwiesen werden. —

Wie entsetzlich ist es, Freund, vier Monate lang mit seiner Mutter und seinen Geschwistern vor der Hölle zu stehen, ohne zu wissen, ob man darin ewig brennen soll oder nicht! — Mein Herz klopft seit acht Tagen, als wollte es zerspringen — aber ich habe Muth. Lieber noch einen entschiedenen Kampf gegen die lästernde Welt, als diese langsame Erwartung, diese ewige Marter der Unsicherheit. — Man sage mir dann, mein Vater sei ein Dieb; man binde dieses schuldlose Haupt auf dem Schaffot an einen Pfahl zum Spott der Menge, man zerreiße das Herz meiner Mutter, man gebe meine unschuldigen Schwesterchen der Schande preis als die Beute eines Bösewichts, aber man lasse uns nicht länger begraben unter dem bleiernen Bahrtuch des Zweifels. — O Morgen, du bringst vielleicht Tod und Schande, und doch lache ich dir entgegen als einem Erlösungstage, — rettest du uns nicht aus dem Abgrunde der Ehrlosigkeit, so gibst du uns doch den Gnadenstoß!

O Gott, wie schwach ist der Mensch! Ich wähnte nicht davor zu erbeben, und da entfällt die Feder meiner zitternden Hand! Mein Muth ist nur Wahnsinn und Verzweiflung.

Du weißt nicht, guter Freund, daß die Standels unsere ärgsten Feinde sind, daß die ehrenräuberischen Geizhälse die Hand an ihre Schätze gelegt haben, um den Richtern mit Gewalt das härteste Urtheil zu entlocken. Sie sind als Parthei gegen meinen Vater aufgetreten; ein berühmter Advokat von Brüssel soll kommen, um den Beweis zu führen, daß Lambert Hensmanns ein Dieb gewesen, während er seine Nachtruhe opferte, um ein Werk der Liebe zu vollbringen! O wie viel Gift und Galle birgt die menschliche Natur!

Die Standels haben meinem Vater mit der Pistole auf der Brust ein falsches Bekenntniß abgezwungen. Ihr Gewissen ruft ihnen zu, daß sie dadurch einen Mord begingen; sie denken auch an den unschuldigen Arbeiter, der nun seit fünf Monaten im Kerker schmachtet; aber je mehr der Wurm ihres Gewissens nagt, desto mehr Gewalt brauchen sie zur Erstickung desselben.

Sie gäben zehnmal mehr Silber, als ihnen gestohlen ist, um sich selbst zu überzeugen, daß sie recht gehandelt. Und um solchen Schlangen den Genuß einer gesetzlichen Rache zu verschaffen, muß mein armer Vater wie ein Lamm hingeopfert werden, meine Mutter sterben, meine Schwesterchen . . . . .

O es gibt Augenblicke, wo ich wünschte, ein Riese zu sein, der mit seinen Armen an die Sonne reichte. Mit welcher Wonne würde ich die Erde zertrümmern und das Natterngezücht der Menschen dazwischen zerquetschen. —

Vergib, o gütiger Gott und du mein treuer Freund, einem Unsinnigen, der nicht weiß, was er denkt noch schreibt; ach erinnert euch, wie unbarmherzig er seit so langer Zeit auf dem ungestümen Meere des Unglücks und der Ungewißheit hin und her geschleudert worden.

Meine Mutter erwacht aus ihrem Fiebertraum; bei ihr werde ich Besänftigung finden — und dann kann ich vielleicht mit ruhigerem Gemüthe weiter schreiben . . . .

Sie ist besser, meine Mutter. Ihre Augen glänzen mit ungewöhnlichem Feuer; vielleicht ist es die Hoffnung, die sie belebt. — Ach, sie ist so abgemagert, die gute Frau! Aber ihre Worte haben mich erleichtert, ich habe mit ihr

gebetet und fühle mich gestärkt für das schreckliche letzte Urtheil, was morgen unser wartet.

Freund, ich habe wieder lange still für mich hingeweint. Da saß unser kleines Thereschen mit seinen rothgeweinten Augen in einem Winkel der Stube und spielte. Ach, es sagte so traurig zu seiner Puppe: Sei nur still liebes Herzchen, Vater kommt morgen nach Hause und dann kriegst du ein schönes neues Kleid. Ich weiß nicht, das unschuldige Spiel des Kindes betrübte mich nicht, und doch stürzten mir die Thränen aus den Augen? — ich fühle es, die Thränen erleichtern mich. Ach, die armen kleinen Schwesterchen lägen auch längst krank zu Bette, wenn nicht ein Engel an Güte wie eine zweite Mutter über sie wachte.

Ich habe dir schon geschrieben, daß Klara's Eltern ihr streng verboten, noch ein Wort mit mir zu sprechen. Sie hatten Recht: die Freundschaft des Sohnes von einem Diebe durfte dieses reine Bild einer Jungfrau nicht entheiligen; ich hatte dies Urtheil selbst gegen mich gefällt und das Geheimniß meiner Liebe zu ihr für immer in das tiefste Innere meines Herzens versenkt. Seit der Zeit sehe ich Klara nicht mehr; aber sie läßt durch ihre Magd Acht geben, wenn ich zum Bureau gehe, und nicht sobald bin ich an ihrer Thür vorbei, als sie zu meiner Mutter eilt. Da sitzt sie ganze Tage am Bette der armen Kranken und pflegt und tröstet sie wie die zärtlichste Tochter. Sie wäscht die Kleider meiner armen Schwesterchen und hält sie rein und ordentlich. Ach du kannst dir die Freude denken, wenn die gute Klara kommt! Und wenn ich zu Hause komme, ist sie fort. —

Mehr schon als einmal trieb ein böser Geist mich an, mal unerwartet nach Hause zu gehen: ich könnte sie dann sehen und ihr danken. — Aber nein! Gott wandte die Versuchung von mir. Sollte ich so den Engel der Barmherzigkeit verscheuchen, der aus dem Himmel der Liebe herniedersteigt, um meine Mutter zu trösten?

Ach nein, nicht wahr, Freund, ich darf es nicht! Edle Klara, sie liebt doch noch immer die Mutter ihres Wilhelm und vielleicht . . . . . !

Vater, Vater, vergib mir die Hoffnung! Karl, habe Mitleid mit deinem armen Freund! sein Kopf ist schwer, seine Sinne verwirrt. Er schwankt zwischen Hoffnung und Verzweiflung, und schreibt dir ohne Besinnung, ohne Bewußtsein. Morgen denn, morgen! Ein guter Advokat wird meinen Vater vertheidigen, er ist jung und edeldenkend; du kennst ihn wohl; als wir zuerst in die Schule gingen bei Herrn Van der Velde, war er der erste. Gott schenke ihm die Gabe der höchsten Beredsamkeit! Auch du, Karl, wirst diesen Abend mit uns hinknien, nicht wahr? Auch du wirst mit uns deine Hände aufheben zu dem Richter aller Richter, und für meinen Vater flehen!

Aber ach, ich bin irre; wenn du diesen Brief erhältst, ist ja schon Alles entschieden. — O Gott! möchte ich die Unschuld meines Vaters vor der ganzen Welt verkündigen hören! Karl, mein Jubelgeschrei würde in deinem Herzen wiederklingen, deine Seele würde sagen: er ist frei!

Er ist frei! welch' schöne Worte! Ich lache, Unglücklicher, der ich bin! — Unglücklich? Vielleicht!

Lebe wohl! Thränen der Hoffnung entfallen meinen Augen. Bis morgen!

Dein Wilhelm.

IX.

Die scharfe Wintersonne hatte den Morgen lachend begrüßt; sie glänzte zwar niedrig am Horizont, aber doch heiter auf ihrer hellblauen Bahn.

So klar war es auch in Wilhelms Herzen geworden; zitterte er auch noch immer vor Ungeduld, so war es doch nicht, um Streit gegen die verlästernde Welt zu beginnen, wie er an seinen Freund geschrieben hatte; im Gegentheil, er war nun innig überzeugt, daß sein Vater binnen wenigen Stunden Ehre und Freiheit zurückerhalten sollte; der unglückliche Jüngling überließ sich wie ein Kind dieser freudigen Erwartung.

Man würde sich mit Unrecht über diese plötzliche Veränderung seines Gemüthszustandes wundern. Jung wie er war, mit einer dichterischen Einbildungskraft und allen Kräften eines edlen, aber ungestümen Geistes begabt, konnte zwar die Furcht vor der Schande und das Elend seines Vaters ihm das Blut durch die Adern jagen und alle seine Leidenschaften aufbrausen machen; doch sein Herz stand jedem andern Eindruck eben so offen, denn es lag darin ein Schatz von Güte, Dankbarkeit und Lebensfreudigkeit.

Am Abend zuvor, als er in einer dunkeln Ecke des Kämmerchens gesessen und schon wohl eine Stunde lang so vor sich hingestarrt hatte, war Klara gekommen, hatte sich neben ihn gesetzt und seine Hand still gedrückt. Aus ihrem süßen Munde hörte er himmlische Worte des Trostes, die als Perlen der Liebe und Hoffnung in seinem Herzen sich ansammelten. Wenn zwei Harfen neben einander sich befinden, und der einen ein Ton entlockt wird, so bewegt die gleichgestimmte Saite der andern sich von selbst, und singt

augenblicklich den Schwesterton. So geht es auch mit zwei Menschenherzen, die harmonisch gestimmt sind.

Wilhelm hatte lange und schweigend auf Klara's Stimme gelauscht. Nicht daß er genau Acht gegeben hätte auf ihre Worte; aber es war ihm, als horchte er einem Gesange, der ihn bezauberte, als sei er die zweite Harfe, die jeden Ton der Stimme der Freundin aufnimmt und wiedergibt. Am Ende dieses träumerischen Seelengesprächs hatten Wilhelm und Klara sich lange schweigend in die Augen geblickt, und obschon stille Thränen über ihre Wangen liefen, so erglänzte doch ein Lächeln der Hoffnung auf beider Gesichtern.

Da trat der Advokat ins Zimmer, der für die Unschuld Lambert Hensmanns auftreten sollte, um noch einmal mit Wilhelm über die Vertheidigungs-Mittel zu sprechen. Er las einen Theil seiner Rede vor; sie war mit vielem Feuer und großer Ueberzeugungskraft geschrieben; der Advokat war jung und hatte eine schöne klare Stimme. Während des Lesens hing Wilhelm, ganz selbstvergessen, an den Lippen dessen, der es auf sich genommen hatte, seinen unschuldigen Vater zu retten; der arme Jüngling zitterte, lachte, weinte, bis der Advokat mit einem rührenden Zuruf an die Geschwornen seine Vertheidigungsrede beendete. Da flog Wilhelm ihm an den Hals unter tausend Danksagungen, lief dann springend und tanzend im Zimmer umher und rief: Vater ist frei! Vater ist frei! Er küßte seine Mutter, hob seine Schwesterchen jubelnd in die Höhe, und konnte gar sich nicht mäßigen in seiner Freude, wenngleich der Advokat ihm begreiflich zu machen suchte, daß man freilich alle Hoffnung habe, aber doch nicht ganz des Erfolgs sicher sein könne, da man nicht wisse, welche Gründe die Gegenparthei geltend machen werde. Das half aber nichts, Wilhelm lebte ganz der Hoffnung und konnte nicht begreifen, daß jemand auf der Welt einer solchen Vertheidigungsrede widerstehen könne; selbst die Standels nicht.

Klara, die der französischen Sprache nur wenig kundig war, hatte nicht viel davon verstanden; doch auch sie war voller Hoffnung und theilte die Freude.

Sobald der Advokat sich entfernt hatte, setzten Wilhelm

und Klara sich vor das Bett der Mutter, und nun fing Wilhelm an, die Rede auf vlämisch zu wiederholen. So kam die Nacht; Klara ward durch die Magd nach Hause geholt, Wilhelm setzte sich zur Ruhe in einen Stuhl beim Kopfende am Bette seiner Mutter, und träumte wachend von einer schönen und frohen Zukunft.

Schlaflose, doch selige Nacht! . . . .

Jetzt ist es fast Mittag. Vor dem Justizpalais stehen Haufen Volkes, die auf den Ausgang eines wichtigen Prozesses warten, dessen Entscheidung nahe ist. Der Gerichtssaal im Innern ist ganz angefüllt mit Menschen, die Acht geben und doch nichts verstehen von allem, was verhandelt wird; denn man spricht eine fremde Sprache. Es ist der französische Herrscher, der hier Gericht halten läßt über die Verbrechen, die ein überwundenes Volk begangen!

Auf der Angeklagten-Bank sitzt der Beschuldigte; es ist ein Bürger, ein Arbeiter. Er hat das Haupt tief gebeugt, seine grauen Haare hängen ihm über die Augen. O welch peinlicher Zustand!

Unglücklicher! man hat dich auf eine willkührliche Beschuldigung aus deinem Hause gerissen, dich gebunden durch die Straßen geführt; du hast fünf Monate lang im Kerker das Brod der Missethäter mit deinen Thränen benetzt; nun schleppt man dich auf die Bank, wo auch Mörder ihren Platz haben; man ist im Begriff zu entscheiden, ob du ein Dieb bist, ob du deinem sterbenden Weibe, deinen armen Kindern sollst zurückgegeben werden, oder ob auf dem Schaffot dich das eiserne Halsband umfassen, ob der Henker das ewige Brandmal für die menschliche Gesellschaft dir ins Fleisch brennen soll. Ueber dies Alles soll das Urtheil gesprochen werden; dich beschuldigt man . . . . und du, du Sklave, du Mitglied eines unterdrückten Volkes, du weißt nicht, was man sagt, du verstehst die Sprache deiner Richter nicht! O, was mußt du leiden, Lambert Hensmanns! Und wüßtest du es, du würdest deine Hände erheben zu Gott, und Rache rufen über diesen Spott mit der Gerechtigkeit: da sitzen sie, die geschworen haben, nach ihrem besten Gewissen das Urtheil zu fällen; viele von ihnen verstehen nur halb, was man sagt, und doch werden sie den

Spruch thun, denn sie wagen nicht zu bekennen, daß sie der Sprache ihrer Unterdrücker nicht mächtig sind; der Hochmuth, der Eigennutz läßt sie ein so unverschämtes Spiel treiben mit der Ehre, dem Leben und dem Blute ihrer Mitbürger. Gott vergebe ihnen ihre Niederträchtigkeit — den Verblendeten!

Und du armer Wilhelm, der du da zwischen dem neugierigen Volke an die Mauer gelehnt stehst, du kannst Französisch, du hörst, wie man deinen Vater wechselweise anklagt und vertheidigt. Es steht wohl, nicht wahr? Du hältst das Haupt aufrecht; dein Blick ist furchtlos; der junge Advokat hat sein Bestes gethan gegen den bösen Redner aus Brüssel; er hat ihn fast überwunden. Das Zeugniß so vieler Nachbarn und Freunde, die erklärt haben, daß dein Vater ein Muster der Ehrlichkeit ist, das alles hat dich mit Hoffnung und Zuversicht erfüllt.

Man kommt zum Schluß. Schöpfe Muth! alles steht wohl. Höre! der Vorsitzer fragt deinen Vater, ob er noch etwas zu sagen hat. Es ist wahr, dein Vater hat es nicht verstanden; aber werde nicht wüthend über diese grausame Spötterei! Behalte lieber deine Hoffnung. Nun gehen die Geschwornen in's Berathungszimmer. Zittere nicht so, es wird bald aus sein, du wirst deinen Vater siegesberauscht nach Hause führen. — Gib Acht, die Geschworenen kommen zurück!

O möchte dein schreckliches Geschrei dein Todesruf sein! Du sinkst zusammen; möchtest du nie wieder aufstehn!

Schuldig? Fünf Jahr Zwangs-Arbeit? Schaffot? Brandmark? Es ist so! o Gott, es ist wirklich so!

X.

Ungefähr um drei Uhr Nachmittags wandelte ein junges Mädchen in der Aufkammer eines Hauses, nicht weit von Hensmanns Wohnung, hastig auf und ab. Häufige Thränen entfielen ihren Augen und von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihr ein Ausruf des Unmuths oder der Ungeduld. Sie setzte sich, stand wieder auf, trat an's Fenster oder horchte an der Thür und schien von innerer Unruhe auf's höchste bewegt. Mehr als einmal versuchte sie mit der Scheere, die an ihrer Schürze herabhing, das Thürschloß aufzubrechen, und warf sich dann, wenn alle Versuche fruchtlos blieben, bitterlich weinend, wieder auf einen Stuhl hin. —

Sie hatte nun schon eine Zeitlang ganz regungslos und anscheinend von schrecklichen Gedanken geplagt da gesessen, als sie plötzlich das Schloß umdrehen hörte, und mit einem Freudengeschrei zur Thür sprang, um die Kammer zu verlassen. Eine schon bejahrte Frau drängte sie mit sanfter Gewalt zurück, trat dann in's Zimmer und schloß die Thür von innen wieder zu. Darauf faßte sie das betrübte Mädchen bei der Hand, und führte sie unter mitleidigem Zuspruch bis an's Fenster, wo sich beide setzten. Nun begann sie:

Aber Klara, mein Kind, so höre doch nur deine Mutter! Du willst nun durchaus zu Wilhelm Hensmanns, und sitzest so untröstlich da und weinst; aber sage mir doch mal recht aufrichtig: Kann das denn nun noch angehen? Du würdest ja dich selbst und uns in Schande bringen!

Und doch werde ich gehen! Mutter, antwortete das Mädchen entschlossen, ich werde doch gehen!

Aber Kind, unterbrach sie die Frau, Kind, wie kannst

du doch so sein? So lange Hensmanns noch in Untersuchung war, habe ich dich gegen deinen Vater vertheidiget, und dir gestattet, Wilhelms Mutter zu pflegen: aber jetzt Klara, jetzt würde die ganze Welt uns schmähen, wenn du dort noch einen Fuß über die Schwelle setztest. Jedermann weiß, daß du und Wilhelm euch einander liebt, und wir haben es auch vor Niemand verborgen gehalten. Ob Lambert Hensmanns unschuldig ist oder nicht, das Gesetz hat nun den Spruch gefällt. Was würden die Leute sagen, wenn wir zugäben, daß unser einziges Kind mit dem Sohn eines Diebes, der im Gefängniß sitzt, noch etwas zu thun hätte. Ich stürbe vor Schaam, mein Kind!

Die Menschen mögen sagen, was sie wollen, fiel Klara der Mutter in die Rede. Wäre Wilhelm glücklich, hätte er Aussicht einst Notar zu werden und Reichthum zu erlangen, dann wäre alles gut; dann ließest du, und Vater auch, mich zu Hensmanns gehen, so oft ich wollte, und nun, da er unglücklich ist, da jeder ihn verläßt, nun sollte ich ihm nicht einmal „guten Tag" mehr sagen dürfen, als wenn ich ihn auch verachtete!

Sieh Mutter, der arme unglückliche Wilhelm wird doch nicht lange mehr leben; und stünde auch die ganze Welt wider ihn auf, ich werde ihn nicht verlassen — an seinem Sterbebette werde ich wohl allein stehen, aber ich werde da nicht fehlen. Wenn seine Mutter stirbt, so werde ich Threschens und Ursula's Mutter sein, und das sage ich dir, Mutter! wenn man mich noch länger quält, so werde ich zur Kirche gehen, und dort, vor dem Altare niederknieend, Gott das Gelübde thun, nie einen andern Mann auf der Welt anzusehen.

Die Mutter erbebte und fing bitterlich an zu weinen. Sie wußte nicht, die gute Frau, ob sie ihr Kind bewundern müsse, und solche Gefühle tadeln dürfe.

Nach einiger Zeit sagte sie mit bewegter Stimme: Klara, denke doch an deinen Vater, daß er nun seit zwanzig Jahren vom Morgen bis zum Abend sich geplagt hat; er hat nur ein Kind, und das bist du, meine liebe Klara. Er wird schon alt, sein Haar ist von Sorgen grau geworden. Alles das hat er für dich gethan. Und nun, da seine alten

Tage kommen, wo er von seinen Ersparnissen ruhig leben könnte, in der frohen Gewißheit, daß das Loos seines Kindes hienieden gesichert ist, nun sollte seine einzige Tochter den Sohn eines Diebes freien, den Sohn eines Menschen, der gebrandmarkt werden wird. O! dein Vater lebte kein Jahr mehr. Könnte er sich noch irgendwo sehen lassen, da jeder ihm die Schande seiner Tochter vorwerfen würde? Er könnte ja nicht einmal mehr zur Kirche gehen!

Aber Mutter, rief das Mädchen entrüstet, wer spricht denn von Freien? Meint Ihr, daß Wilhelm und ich an solche Dinge dächten, sogar an dem Tage, wo sein Vater zum Schaffot verurtheilt ist? Wir haben unser ganzes Leben nicht daran gedacht! Das ist es nicht Mutter! Aber denkt nur mal: nun liegt Wilhelm vielleicht ganz außer sich vor dem Bette seiner sterbenden Mutter; Threschen und Ursula weinen, daß ihre Herzchen zerreißen, die ärmsten; und da, wo der Tod bereit steht, zwei elende Menschen zu holen, ist niemand um zu retten oder zu trösten! Und ich, die sie alle so lieb hatten, daß sie alles für mich gethan hätten, ich sollte sie sterben lassen, weil sie unglücklich sind. Ich sollte sie verlassen und verachten? Nein! nein! Mutter, ich bin vielleicht dort nöthig, um Wilhelm ein Messer aus der Hand zu reißen, ihr kennt ihn nicht!

Die alte Frau sah ihre Tochter voll Schrecken an, und frug dann zitternd:

Was, was sagst du Klara?

Das Mädchen brach in Thränen aus; ungestüm umarmte sie ihre Mutter und flehete sie unter vielen Küssen an:

O, Mutter, laßt mich gehen, um Gottes willen! Ihr habt ihn ja auch immer gern gesehen, den armen Wilhelm; Ihr beklagtet ja stets die arme Frau Hensmanns und ihre unglücklichen Kinderchen. Ach laßt mich gehen, laßt mich gehen! Zum allerletzten Mal liebe Mutter. Ich bin wieder da, ehe der Vater zu Hause kommt; ich werde Euch dafür segnen mein Leben lang!

Mit diesen Worten flog Klara aufs neue ihrer Mutter um den Hals und weinte fort, den Kopf an ihre Brust gelehnt. Bald erweichte die schwache und liebevolle Frau von den Bitten ihrer Tochter und dem innigen Gefühl des

Mitleidens gegen die arme Hensmannsche Familie. Sie küßte ihr Kind auf die Stirn und sagte zärtlich:

Was wird dein Vater bös sein, wenn er es erfährt! Aber es ist doch das letzte Mal, nicht wahr Kind? Das will ich ihm sagen. Bleib ja nicht länger, als eine halbe Stunde! Gott wird es dir vergeben, mit Rücksicht auf dein gutes Herz.

Die gute Frau öffnete die Thür und sprach noch, als Klara schon unten an der Treppe war und eilenden Schrittes zu Hensmanns Wohnung flog.

XI.

Wilhelm Hensmanns an Karl Moerens in Paris.

Antwerpen den 16. Januar 1813,
um Mitternacht.

Alles ist vorbei! mein guter getreuer Freund. Die Richter haben das Urtheil gefällt: mein Vater ist ein Dieb! fünf Jahre Zwangsarbeit und ein Brandmal! Ein Brandmal!

Karl, ich bin vernichtet! Dieser Tag hat mich zu Grunde gerichtet, alle Gefühle meines Herzens sind zerrissen. O ich habe lange geblutet aus der tiefen Wunde; aber jetzt ist sie geschlossen, da drinnen ist alles leer. Solltest du es glauben, mein Freund? Keine einzige Thräne habe ich vergossen, obschon Schande, Tod und Schmerz mich umringen. Vielleicht bin ich auch ein Ungeheuer von Eigensucht geworden. Da liegt meine Mutter mit brechenden Augen im Todeskampf; so eben war der Priester da mit der letzten Hoffnung der Sterbenden. Die Kerze flackerte unheimlich durch die Dunkelheit. Zwei Frauen knieten dort hin, und ich, — ich stand da am Rande des Grabes, die Arme auf die Brust gekreuzt, und starrte gefühllos auf das bleiche Antlitz meiner Mutter, und lachte, daß Gott sie aus der Schande erlöset habe. O könnte ich auch sterben, Freund! Möchte alles, was Hensmanns heißt, diese Nacht einschlafen zum ewigen Schlaf des Todes! . . .

Aber nein, das ist ein böser Wunsch, nicht wahr? Ich habe unrecht, noch auf mein aufbrausendes Gemüth zu hören, ich, der verdammt ist zu ewiger Schande und zum Elend. Besser ist es, daß ich vergesse alles, was ich früher gedacht und gefühlt habe, und mich demüthig niederbeuge

unter dem Arm dessen, der uns geschlagen. Klara hat es mir gesagt: ich werde es thun!

Ich hatte dir einen Brief geschrieben, ehe dieser Engel hier war, der Brief war voll Galle und Bitterkeit gegen die Welt, vielleicht lästerte ich darin gegen Gott; — sie kam und fand in der Tiefe des Herzens noch Balsam, um unsern Schmerz zu lindern; o sie sei dafür gesegnet! Weißt du, was sie gethan hat, um mir den letzten Trost zu bringen? Sie hat sich ihren Eltern widersetzt! Ihr Vater ist darüber sehr zornig gewesen, und hat beschlossen, sie in einer Erziehungsanstalt bewachen zu lassen. Verwundere dich nicht über meine Gleichgültigkeit, Freund! Die Entfernung Klaras ist für mich ein Glück, und obschon sie vielleicht darunter leidet, so freue ich mich doch darüber. Ihr Vater hat Recht; zwischen ihr und mir ist ein Abgrund ewiger Schande geöffnet; sie darf ihn nicht überschreiten! Es ist mir genug zu wissen, daß sie zum wenigsten von meines Vaters Unschuld überzeugt bleibt, und mich nicht verachtet. Ich fühle wohl, wie ich sie noch liebe; daß ich für sie durch die Flammen der Hölle gehen würde, wenn es mir vergönnt wäre, ihr diesen Beweis meiner Liebe zu geben; aber es ist aus mit mir, ich habe kein Recht mehr zum Lieben; ein Wunsch von mir befleckt und entheiligt. Es sei so? Nur in meinem Gebete zu Gott werde ich von ihr reden, daß er sie segne. Sie erinnere sich zuweilen unserer Kindheit, sie vergieße eine Thräne über das Loos meines Vaters — und weiter nichts, — nichts mehr! — —

Ich fühle es; es liegt mehr Trost in der Unterwerfung, als in dem Kampfe gegen das unerbittliche Geschick; ich habe mein Haupt gebeugt, und will nicht ermessen, wie tief!

Bisweilen tritt mir das Bild meines Vaters vor Augen, bisweilen führt ein Traum mich in sein Gefängniß. Dann erzittere ich, und das Blut brauset mir durch die geschwollenen Adern; ich knirsche mit den Zähnen und das bittere Gefühl meiner Ohnmacht nagt schrecklich an meinem Herzen. Aber das ist nur augenblicklich, nur vorübergehend; ich beruhige mich bald, und gedenke an die Worte Klara's. Vielleicht ist noch Hoffnung, und wir vertrösten uns auf Cassation des Urtheils. Wenn die Hoffnung fehl schlägt,

sind wir blutarm; aber was wäre das für uns, die wir gern und unbedenklich Alles hinopferten, um nur diesem schrecklichen Brandmal zu entgehen. — Letzter Anker der Hoffnung, wirst du uns auch täuschen?

Da hör' ich meine Mutter stöhnen! Vielleicht ihr letzter Seufzer! O Gott, nein, sie öffnet ihre Augen! Ich will bei ihr hinknieen und zu Gott für sie flehen. — . . . .

Die Nacht ist gut gewesen. O! meine Mutter wird nicht sterben: sie hat mich schon wieder umarmen können, aber sie ist so schwach und erschöpft, daß sie kaum ihre Augenlieder offen halten kann. Thrischen und Ursula sitzen an ihrem Bette, und sind außer sich vor Freude. — Ach, sie werden es schon später erfahren, was es ist, Kind eines Diebes zu heißen. Jetzt sind sie ganz glücklich, daß die Mutter besser ist.

Karl, ich habe diesen Brief übergelesen, und sehe, daß ich fast nichts Zusammenhängendes geschrieben habe. Vergib es mir; ich muß ihn nun schon wieder unterbrechen, der Notar läßt mich rufen. Ich weiß nicht, was er mir kann zu sagen haben, und zittere vor Angst. Vielleicht ein neues Unglück . . . .

Ich bin bei dem Notar gewesen, Karl. Seine Worte erfüllen mein Herz mit Dank, und doch anfangs folterten sie mich schrecklich. Ich werde nicht mehr auf's Bureau gehen. Der Sohn eines verurtheilten Diebes ist nicht tauglich zu einem Amte, das ganz auf dem allgemeinen Vertrauen sich gründet; meine Gegenwart würde meinem Herrn zu vielen Schaden bringen können, und dann haben die Standels ihn mit ihren Angelegenheiten betraut; sie sind reich und mächtig. Das alles hat er mir mit väterlichem Wohlwollen gesagt, und ich sah es sehr gut ein. Es ist mir ein bitterer Leidenskelch, zu denken, daß ich fortan überall so verstoßen und von allen meinen früheren Freunden und Genossen gemieden sein soll. Ich will daran nicht denken, Karl. Ich habe zu viel Kraft und Muth nöthig, um für meine Mutter und Geschwister zu sorgen; diese Pflicht will ich gewissenhaft erfüllen, vielleicht finde ich dadurch Trost und Gnade.

Als der Notar mir so vorgestellt hatte, daß ich auf dem

Bureau nicht mehr erscheinen solle, nahm er mich bei der Hand und sagte:

Wilhelm, Euer Vater sei nun schuldig oder nicht; ich habe Mitleid mit Euch. Ihr verdientet ein besseres Loos. Ich sehe ein, welch ein schreckliches Unglück es für Euch sein müßte, wollte ich Euch der Mittel berauben, Eure Mutter und Eure kleinen Geschwister zu unterhalten; ich werde das nicht thun. Bleibet zu Haus und arbeitet dort für mich: ich werde Euch Akten zum Abschreiben oder sonstige Arbeit geben. Jedenfalls zahle ich Euch Euer bisheriges jährliches Gehalt. — Ihr werdet es gewiß verdienen können, und es ist außerdem vortheilhaft für Euch, wenn Ihr so allzeit bei Eurer kranken Mutter sein könnt.

So ist es gut, nicht wahr?

Statt der Antwort küßte ich die Hand meines guten Herrn, und benetzte sie mit Thränen des Dankes. O ich fühle, daß ich noch Muth behalten habe.

Und nun Karl, traure nicht über mein Unglück, du siehst, daß ich mit Geduld und Unterwerfung leide. Gott hat es so gewollt, ich beuge mich demüthig unter seine allmächtige Hand; aus der Tiefe meines Schmerzes, aus dem Abgrund der Erniedrigung und der Schande rufe ich noch zu ihm: gesegnet seist du, o Herr! daß du mir auf der Erde einen Freund als Karl, einen Engel wie Klara und einen Wohlthäter als meinen Herrn gelassen hast.

Und überdies bleibt uns nicht noch eine letzte Hoffnung? Vielleicht stößt der Cassationshof das Urtheil um, vielleicht erkennen andere Richter die Unschuld meines Vaters, und dann wäre er befreiet von Gefängniß und Schmach!

Ach Karl, bete und hoffe mit uns.

Dein Freund Wilhelm.

XII.

Am Nachmittag ward Wilhelm zu seinem Advokaten gerufen. Dieser war ein sehr edelmüthiger Mann, und hatte wahres Mitleid mit der Hensmannschen Familie. Anstatt einen Antrag auf Cassation des Urtheils, koste es was es wolle, zu beschließen, hatte er mit der größten Sorgfalt das Verfahren des Gerichts untersucht, und zu seiner äußersten Betrübniß gefunden, daß darin nichts war, was den Grund abgeben konnte zu einem solchen Schritt. Er war zu ältern Rechtsgelehrten gegangen, um ihre Ansicht darüber zu erfahren, und alle hatten ihm erklärt, daß auch keine Spur von Hoffnung übrig bliebe, das Urtheil umzustoßen.

Das theilte er nun Wilhelm mit, der zitternd auf einem Stuhl saß, und ihn starr ansah. Als der Advokat ihm unwiderleglich bewiesen hatte, daß alles nutzlos sein würde, und er dies sich selbst gestehen mußte, da brachen ihm die Thränen aus den Augen, und lange Zeit saß er schluchzend und ganz in sich versunken da, ohne auf die tröstenden Worte des Advokaten zu hören. Armer Wilhelm, sein letzter Hoffnungsanker war gerissen, und sein Herz blutete. Bis dahin hatte er allein daran seinen Muth und seine Geduld aufrecht erhalten. Nun stand das Schaffot ihm wieder vor Augen; er sah wie sein Vater sterbend vor Scham in dem eisernen Halsband steckte, und wie der Henker ihm das schreckliche Eisen ins Fleisch drückte; ach alle Kraft hatte ihn verlassen! —

Während seine Thränen auf den Boden rannen, hing sein Haupt schlaff und matt über die Stuhllehne herab, und als er endlich die Wohnung des Advokaten verließ,

mußte er sich an den Mauern halten, wie ein trunkener Mensch.

So wankte er, ohne zu wissen, wie, bis in sein Haus, an das Bett seiner Mutter. Und als ihn diese mit einem liebreichen Lächeln ansah, als habe sie alles vergessen, ward er dadurch so ergriffen, daß er in der äußersten Verzweiflung und ohne ein Wort sagen zu können, fortstürzte und die Augen mit seinen Händen bedeckte. —

So stand er schon lange in einem Winkel der Kammer, das Gesicht gegen die Mauer gewandt, als ihn jemand auf die Schulter klopfte und ihn bei seinem Namen nannte. Es war eine alte Frau aus der Nachbarschaft, die ihm einen Brief reichte, und dann schnell wieder zur Thür hinausging.

Wilhelm starrte eine Zeitlang auf das Papier, als ob er nicht wüßte, was er in der Hand hielt; dann lachte er spöttisch, und sein verzweifelter Blick schien zu sagen: Auch das noch? Das Maaß ist noch nicht voll? Sie auch! Er hatte Klara's Hand an der Aufschrift erkannt, und dachte in seiner Verzweiflung nicht anders, als daß auch daher ein neuer Schlag ihn treffen werde. Es durfte ihm ja nichts auf Erden bleiben! weder Freund, noch Freundin; weder Vater noch Mutter, noch Ehre, noch Hoffnung!

Er entfaltete nun das Papier und las:

Wilhelm!

Ich muß dich verlassen. Mein Vater ist ausgegangen, um einen Wagen zu holen; noch einige Augenblicke und ich werde schon weit von dir entfernt sein. Alles kehrt sich gegen dich, mein armer Freund, und vielleicht denkst du, auch Klara werde dich vergessen in deinem Unglück! Aber nie! nie!

Ich wollte dir etwas sagen, aber ich wage es nicht, ich zittere, meine Stirn wird roth vor Scham . . . . doch ich will es sagen . . . . Wilhelm, ich liebe dich aus allen Kräften meiner Seele; ich werde dich ewig lieben, ich habe es Gott gelobt!

Wenn du leidest, wenn du von jedermann verstoßen bist, dann denke daran, daß Klara für dich betet und dir getreu bleibt.

Ich höre ein Geräusch! Mein Vater kommt. — Einen Kuß für unsere Mutter, einen Kuß für jedes meiner armen Schwesterchen . . . . . Hoffe! Hoffe!

Deine Freundin Klara.

Wilhelm starrte unverwandt auf das Briefchen. Er rührte sich nicht, und schien in eine Bildsäule verwandelt. Alle seine Lebenskräfte hatten sich nach innen gewandt, und von seinem Herzen zu seinem Gehirn strömte gewiß eine ungestüme Fluth von Gedanken und Gefühlen, die ihn ganz von der Außenwelt trennte. — Ueber ihm und seiner kranken Mutter herrschte lange, sehr lange die Stille der Nacht.

XIII.

Drei Tage nachher um elf Uhr des Morgens war der große Markt zu Antwerpen mit Menschen bedeckt. Ueber die Häupter der Menge sah man in der Ferne die Schwerter der Gensd'armen hervorblitzen, und auf dem blutroth angestrichenen Schaffot stand ein Mann in dem eisernen Halsband des Prangers. Der Unglückliche beugte sein Haupt vor Scham so tief, daß man von seinem todtbleichen Gesichte nichts sehen konnte. —

Nicht fern von dem Schaffot stand eine bereits bejahrte Frau, wie es schien, aus dem wohlhabenden Bürgerstande; ihre Kleidung war, wenn auch nicht gerade zierlich, doch kostbar.

Sie zeigte mit einer Art von Ingrimm auf den Verurtheilten und erzählte unter vielen Gestikulationen, wer der Missethäter sei, und wie der Schelm eine weit größere Strafe verdient habe. —

Ihre Worte mußten in den Ohren ihrer Zuhörer nicht sehr angenehm klingen, denn viele, selbst ärmere Leute, warfen ihr mißbilligende Blicke zu und entfernten sich von ihr. —

Als sie wieder aufs neue ihr böses Geschwätz begann, rief ein armes Weib ihr zu:

Pfui, ich würde mich doch schämen als ordentliche Frau! Da kommt Ihr hierher, den armen Mann auszuschimpfen und zu sagen, sie müßten ihn mit vier Pferden in Stücke reißen! Geht lieber nach Hause Madame und erforschet Euer Gewissen, ob Ihr es nicht etwa seid, die den unglücklichen Hensmanns an den Pfahl gebunden hat. Ihr müßt nicht hierher kommen, um zu spotten — unser

Herr Gott wird Euch schon kriegen, wie Ihr es verdient habet.

Ich nehme Euch zu Zeugen, rief die Frau aus, sich zu den Umstehenden wendend: Ihr sollt es mir bezahlen; ich kenne Euch wohl.

Soll ich auch etwa auf's Schaffot? frug das arme Weib spottend. Möchtet Ihr mir auch gern ein Pistol auf die Brust setzen? Ihr hört wohl, daß ich auch weiß, wer Ihr seid! Frau Standel! aber Ihr seid nicht werth, daß ich mit Euch rede, und ich lache Euch aus mit Euren Drohungen! habt Ihr's gehört?

Das Weib ließ die Frau Standel stehen und ging weg. Ihre Worte hatten auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck gemacht, die sich alle, eine nach der andern, von der Frau Standel wegdrängten. Diese, dadurch beschämt, verließ den Platz. um sich zwischen einen andern Haufen Zuschauer zu verbergen. Sie hielt aber ihre Augen immer unverwandt auf das Schaffot gerichtet.

Dort hinter dem Pranger ist der Henker beschäftigt, seine Eisen in Bereitschaft zu setzen, und sie im Feuer zu glühen; sein Diener reißt die Kleider des Missethöters von einander und macht seinen Rücken bloß — der Henker tritt hinzu — alle Glieder des Verurtheilten ziehen sich krampfhaft zusammen — ein dumpfer Schrei entfährt seiner Brust — Rauch steigt auf von seiner Schulter . . . . es ist vollbracht!

Es ist vollbracht! Lambert Hensmanns! ihr seid ein Dieb! die Gesellschaft hat euch für immer aus ihrer Mitte verstoßen, sie hat ihren Fluch in euer zitterndes Fleisch gebrannt. — Nun gibt's keine Hoffnung mehr. Verstummt ist die trügerische Stimme in eurem Innern, die zu euch sprach, eure Unschuld werde erkannt werden. Ach, wozu sollte es noch nützen? Wer wird das glühende Brandmal von eurer Schulter tilgen? In der Erde selbst, in dem alles gleichmachenden Grabe, wird euer Leichnam gezeichnet liegen, als das Ueberbleibsel eines Bösewichts!

Wie hängt ihr da an dem schrecklichen Pfahle so kraftlos, so entseelt. Nicht wahr, euer Herz hat ausgeblutet? Alles Bewußtsein hat euch verlassen und fortan werdet ihr

leben, als ein seelenloser Schatten, bis der liebe Tod euch erlöset? Ach nein! der Quell eures Leidens ist unversiegbar: euch selbst könnt ihr vergessen, aber eure Frau, eure Kinder! Für sie sind die Thränen, die nun euren Augen entfallen, während der Henker das eiserne Halsband aufschließt und euch wie einen Raub auf seinem Karren davon führt.

Ach ihr fühlt es, wie die Schlange der Verzweifelung sich in diesem Augenblick um das Herz eures Sohnes windet, ihr vergießt Thränen über das Loos von Thereschen und Ursula; ihr bittet Gott, daß er eure Frau sterben lasse! Ja, denn ihr wisset, daß das glühende Eisen euch nicht allein das Brandmal aufgedrückt hat; auf alle Glieder eurer Familie hat es einen unauslöschlichen Schandfleck geheftet. Das ist der Spruch der Gesellschaft: alles, was euch angehört, muß mit begraben werden in ewige Schande!

Diese Nacht wird jeder ruhig schlafen: der Henker sogar und die Standels; denn sie haben alle ihre Pflicht erfüllt für das Gesetz und die bürgerliche Gesellschaft.

Schlaft auch ihr gut, Hensmanns, wenn die lebende Natter auf eurem Rücken euch schlafen läßt; o! schlaft gut und erwacht nicht eher, bis Gott euch und eure Ankläger vor sein Gericht ruft. —

Dort allein ist noch Hoffnung für eure Rechtfertigung.

XIV.

Nach dem Tage der Ausstellung seines Vaters schien mehr Ruhe in Wilhelms Gemüth gekommen zu sein. Er erfüllte mit inniger Gottesfurcht den Beruf, der ihm nun auferlegt war, und tröstete, so gut er es vermochte, seine Mutter, seine Geschwister und selbst seinen gefangenen Vater. Fast alles, was die Hensmanns an Hab und Gut besessen hatten, war verschwunden in Folge der Kosten des gerichtlichen Verfahrens und der Anstrengungen, welche gemacht waren, um die Unschuld des Vaters zu beweisen. — Doch waren sie nicht ganz in Armuth versunken, da das Gehalt Wilhelms und der Erlös aus sonstigen Arbeiten, die er fertigte, hinreichend waren für den täglichen Bedarf.

Wenn man den jungen Hensmanns gesenkten Hauptes durch die Straßen gehen sah, und den gleichgültigen, kalten Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, so hätte man glauben sollen, er habe sich über sein Schicksal endlich getröstet und trage es mit Geduld. Aber man täuschte sich sehr! Ein heiliges Gefühl der Pflicht und kindliche Liebe trieb Wilhelm an, rastlos und unaufhörlich für seine Mutter und Geschwister zu arbeiten, und durch seinen anscheinend guten Muth ihre Schmerzen zu lindern. In seiner Ohnmacht, die Last der Schande von seiner Schulter zu werfen, beugte er sich darunter wie ein Sklave und zeigte sich gegen Jedermann ruhig und gelassen. So war es äußerlich. Aber in seinem Innern sammelte sich, Tropfen auf Tropfen, die bitterste Galle. Die Menschen, die ihn voll Mitleid anzusehen schienen, verwünschte er; die vorübergehenden, die mit dem Finger auf ihn zeigten, haßte er; seine früheren Freunde, die ihn jetzt zu meiden schienen, verachtete er. Seine Welt war nur

ein kleiner Kreis, worin er sich selbst einschloß mit seiner Mutter, seinen Schwesterchen, Klara, Karl und seinem guten Herrn; außer diesen gab es für ihn nichts als Schmutz, Gift und Galle.

Frau Hensmanns war von ihrer Krankheit genesen und hatte mit überraschender Schnelligkeit ihre frühere Gesundheit wieder erlangt. Sie beschäftigte sich mit ihren häuslichen Angelegenheiten und der Wartung ihrer Kinder, kochte das Essen und hielt Haus und Kleider rein. Aber ach, sie war geistesschwach! Wilhelm sah es sehr gut ein, und hatte viele Tage voll Verzweifelung über dieses neue Unglück zugebracht; doch allmählig gewann er die Ueberzeugung, daß der Zustand, worin sich seine Mutter befand, eine Gnade des Herrn sei, und dankte dem Himmel dafür. Denn die Verwirrtheit der Mutter bestand nur darin, daß sie auch nicht die geringste Erinnerung an ihres Mannes Unglück behalten hatte, und nun die Qualen der Schande auch gar nicht fühlte. Im Gegentheil, sie war stets guten Muthes und verrichtete munter ihre häuslichen Arbeiten; Abends saß sie dann stundenlang und betete an einem Rosenkranz von weißen Perlen, den Klara ihr früher geschenkt hatte. Sagte man ihr etwas von der Verurtheilung ihres Mannes, so begriff sie nicht, was man wollte, und antwortete immer: er kommt morgen wieder! Was konnte Wilhelm Besseres wünschen, als daß seine Mutter durch eine besondere Schickung Gottes von allen Schmerzen und Leiden befreit war, und doch alles verrichtete, was eine sorgsame Mutter für ihre Kinder thun kann. In so fern wirkte selbst diese geheimnißvolle Gemüthsstimmung auf den Jüngling, daß er in seiner Mutter etwas Heiliges zu sehen begann, und mit Ehrfurcht auf ihre hoffnungsvollen, wenn auch unbestimmten Reden lauschte. Sie war ihm ein unerschöpflicher Born von Beruhigung und Trost, so oft er sich des Abends mit gepreßtem Busen neben sie hinsetzte, und dann ihre Augen, während sie beim Gebete die Perlen ihres Rosenkranzes zählte, strahlten, als spräche daraus der Blick eines Engels.

Von Klara hatte er nichts mehr gehört; sie war ohne Zweifel noch immer in der Anstalt, wohin ihr Vater sie

gebracht hatte. Wie sehr Wilhelm auch zuweilen durch eine geheime Sehnsucht des Herzens angetrieben ward, einen Versuch zu machen, um etwas von seiner Freundin zu erfahren, so that er es gleichwohl nicht und widerstand dieser Versuchung mit Gewalt. Klara war für ihn verloren; davon war er unwiderruflich überzeugt. Er trug wohl auf seinem Herzen das Andenken ihrer uneigennützigen Liebe und den tröstlichen Beweis, daß sie zum wenigsten ihn nicht verachtete; aber an diese köstlichen Worte, die sie mit ihrer Hand unterzeichnet hatte, heftete sich für ihn keine Hoffnung: er durfte sie nicht wiedersehen die Freundin seiner Kindheit, und käme sie auch wieder zu ihren alten Eltern zurück, er wollte ihren Anblick fliehen aus einem Gefühl der Dankbarkeit und Pflicht. So dachte er über sein Verhältniß zu ihr. Vielleicht betrog er sich, denn jedesmal wenn die Magd von Klara's Eltern bei den Nachbarn sich zu erkundigen kam: wie es mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und mit ihm selbst stehe, und er hörte, wie sorglich das Mädchen darüber nachfragte, so überwältigte ihn eine unbegreifliche Freude und ein Gefühl, das tagelang den Anfechtungen seiner Verzweifelung Widerstand leistete. Er ahnte wohl, und mit Grund, daß eine Botin von Klara ihm überall nahe stand, und seine Freundin noch stets im Geiste bei ihm war. Ach, er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß oft ein flüchtiges Lächeln in seinem Busen aufstieg und in der stillen Nacht sein Gesicht erheiterte — auch träumte er wohl, daß sein Vater für unschuldig erklärt und frei gelassen sei und Gott durch ein Wunder das Brandmal von seinem Rücken genommen habe. Dann stand Klara an seiner Seite mit dem sanften Leuchten ihres schwarzen Auges und dem freundlichen Lächeln auf ihren Lippen — und wiederholte in den Ohren des schlafenden Jünglings:

Daß du umringt dich sähst von Enkeln schön und flück,
Die alle rund um dich die Händchen hoch erhöben
Und riefen: Lang', noch lang' mög' uns Lambertus leben!

Aber die Träume waren kurz. Fand die Seele Wilhelms auch Genuß darin, zurückzukehren zu vergangenen Tagen, so war sie doch zu sehr niedergedrückt von dem

Jammer der Gegenwart, um nicht eben so bald die freundlichen Bilder mit dunkeln Schatten zu bedecken und mit ihrem Blicke in dem Gefängniß des Vaters zu weilen. Dort sah sie in dem finstern Kerker einen Mann mit offenen Augen ausgestreckt da liegen; seine ausgehöhlten Wangen waren zum Erschrecken abgemagert, dumpfe Seufzer stiegen auf aus seiner Brust und er wälzte sich krampfhaft auf seinem hölzernen Lager, während er in seiner Verzweifelung nach seinem Sohne Wilhelm rief. —

Ach, das war entsetzlich! und wenn Wilhelm dann zitternd erwachte, stand ihm noch der kalte Schweiß auf der Stirn.

So vergingen dem jungen Hensmanns die ersten Monate nach der Vollstreckung des Urtheils an seinem Vater.

XV.

Wilhelm Hensmanns an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen, den 15. August 1813, Abends.

Guter und getreuer Freund!

Du klagst, daß ich beinahe gar nicht mehr schreibe und daß meine Briefe so kalt und gleichgültig seien. Ich begreife das, mein edelmüthiger Freund: du glaubst, Wilhelm Hensmanns sei noch immer derselbe, die Schläge des Schicksals haben sein Herz wohl bis auf's Blut getroffen, aber doch nicht ganz verändert. — Ich kann nichts daran machen, Karl; aber ich bin der Wilhelm Hensmanns nicht mehr, den du gekannt hast!

Es war eine Zeit, Karl, daß ein Wort deiner Freundesstimme alle Saiten meines Herzens erklingen machte; eine Zeit, wo jeder erhabene Gedanke das Feuer in meinem Busen entflammte; wo jeder flimmernde Sonnenstrahl, jedes Gebilde der Kunst meine Seele höher stimmte und sie gleichsam in den Himmel erhob. Da waren die Worte Phantasie, Wissenschaft, Poesie, Vaterland, glänzende Sterne am Himmel meiner lebhaften Einbildungskraft. —

Ach, was war ich damals für eine reine, edele Natur! Wie reichlich hatte Gott mir mitgetheilt von den schönsten Perlen aus dem allgemeinen Lebensschatze der Seelen.

Nun fühle ich es: der Wilhelm Hensmanns von damals war ein begünstigtes Geschöpf, und ich hege für ihn, der nicht mehr ist, Bewunderung und Ehrerbietung. Aber mein guter Karl, der Freund deiner Kindheit ist begraben worden unter den Sturz der Ehre seines Vaters und unter das Gewicht seiner eigenen Schande; er selbst ist todt, nur sein lebloser Schatten weilt noch auf der Erde, um in der

Dunkelheit der Erniedrigung hinzusiechen und durch die Erfüllung heiliger Pflichten ein besseres Loos im Himmel zu verdienen. — Weiter erstreckt sich mein Beruf für diese Welt nicht; meine Zukunft hienieden ist wie die Fläche des öden, ruhigen Meeres, nur hinten am äußersten Horizont strahlt die glänzende Sonne der Wiedergeburt und Erlösung; bis dahin Leiden, Seufzen und Klagen . . . .

Diese Sprache verwundert dich, ich kann es mir denken, und wäre es mir möglich, ich würde dich nicht damit betrüben; aber warum sollte ich dir meine Muthlosigkeit verbergen? Denke nur, daß sich alle meine Tage einander gleichen wie Früchte eines und desselben Unglücksbaumes, daß nichts die Dunkelheit unserer Zukunft erhellet, daß keine einzige neue Empfindung einen tröstenden Ruhepunkt in den grauen Faden meines Lebens knüpft. — Nichts ist einförmiger, mein Freund, als das Unglück. Wie das Eisen verrostet und vergeht, wenn keine Bewegung es vor dem verzehrenden Einflusse der Luft schützt, so verschmachtet die Seele dessen, der hoffnungslos leidet unter dem einen allzeit drückenden Gedanken: daß sie für immer zur Erniedrigung und zum Leiden verdammt ist.

Sieh, Karl, so ist mein Leben, und nun urtheile selbst! Mein Schlaf ist eine endlose Qual; ich sehe meinen Vater weinend vor meinem Bette stehen, seine Ketten klirren, seine Stimme mich um Hülfe und Rettung anflehen; ich fühle seine Arme mich umhalsen, seine kalten Lippen meine Stirn küssen. — Dann erscheint Klara's Bildniß vor meinen Augen, sie wischt den Schweiß von meinem Angesicht, spricht süße Worte der Hoffnung und Liebe zu meinem lauschenden Ohr, und dann lächeln unsere Seelen in kindlicher Sorglosigkeit einem künftigen Glück entgegen, bis das Gespenst unseres Verfolgers Standel drohend vor meinem Bette steht und Wuth und Rachsucht mich wecken. In diesem nächtlichen Leben scheint mein Geist all seine frühere Thätigkeit wieder zu finden; denn so im Schlafe empfinde ich Freude, Schmerz und Wuth gleich tief; aber diese zweite Existenz, dieses scheinbare Wachen meines Geistes, lähmt und erschöpft alle meine Kräfte. Des Morgens, sobald das Licht der Sonne die Dämmerung durchbricht, sitze ich an

meinem Schreibtische und beginne mein Tagewerk für meinen Herrn, den Notar; es ist eine blos körperliche Arbeit, die keine Aufmerksamkeit fordert. Etwas später erwacht meine Mutter, setzt sich neben mich, ihren Rosenkranz zu beten, und hilft dann unserer kleinen Ursula das Frühstück zu bereiten; Threschen spielt mit ihrer Puppe. Eine große Stille herrscht immer um mich her. Die Kinder fühlen auch etwas, das sie niederdrückt, und fürchten mich zu stören. Die jugendlichen Pflanzen ersticken unter dem fortwährenden Zwang. Meine Mutter ist schwachsinnig; ich kann mit ihr nur wenig sprechen. Mittags kommt der Bureaudiener des Notars, mir neue Arbeit zu bringen und die fertige abzuholen. Abends lehre ich eine Stunde lang meine Schwesterchen lesen; darauf knieen wir alle zusammen vor dem Crucifix nieder und beten für den armen Gefangenen. Meine Mutter und Schwesterchen legen sich zu Bette, und ich schreibe wieder fort, bis meine Lampe erlischt und mich mahnt, schlafen zu gehen. —

So sind alle meine Tage! Ich besuche freilich meinen Vater dann und wann in seinem Gefängniß, aber bei ihm ist es auch immer ein und dasselbe: völlige Ergebung und Leiden ohne Hoffnung!

Du willst, ich soll dir lange Briefe schreiben; wohlan, obschon ich wenig Lust dazu spüre, und wohl schon zehnmal entmuthigt die Feder weggelegt habe, will ich dir doch erzählen, welchen neuen Schmerz ich habe leiden müssen.

Der Notar, mein Herr, mußte vergangenen Sonntag nach Vilvoorden, und fragte mich, ob ich mit wollte.

Du kannst dir denken, daß die Hoffnung, meinen Vater zu sehen, mich das Anerbieten mit Dank annehmen ließ.

Als wir an dem Gefängniß ankamen, sagte uns der Beschließer, es sei ihm nicht erlaubt, des Sonntags einen Gefangenen in das Sprachzimmer kommen zu lassen; aber wir könnten die Sääle und die Schlafkammern in dem Gebäude besichtigen, während die Gefangenen auf ein paar Stunden an die freie Luft gebracht wären. Der Herr Notar hatte Geschäfte in Vilvoorden; er gab ein gutes Trinkgeld und ließ mich allein mit dem Schließer, der mir zum Führer dienen sollte. Wir erstiegen die Treppe, und mir ward

alles gezeigt und erklärt. Mein Vater trägt eine Zahl, die seinen Namen ersetzt: es ist No. 360.

So ward es mir nicht schwer, Alles zu erkennen, was man ihm im Gefängniß zum Gebrauch gegeben hat; ich fand seine Schlafkammer, seinen hölzernen Eßnapf, seinen Platz in dem Arbeitssaale.

Ach, wie könnte ich dir beschreiben, was ich bei dem Anblick dieser Gegenstände fühlte, und welche Schmerzen mich folterten, als ich in seiner kleinen Zelle den hölzernen Eßnapf in meiner zitternden Hand hielt; aber ein schrecklicherer Anblick stand mir noch bevor.

Als wir an einem Fenster vorbeigingen, warf ich einen Blick hinaus, und sah in einem viereckigen Raume die Gefangenen versammelt. O Karl, du kannst dir nicht denken, wie fürchterlich, wie schrecklich ein solches Schauspiel für einen denkenden Beobachter ist. Stelle dir ein paar hundert Menschen vor, deren Gesichtszüge abstoßen durch einen unverkennbaren Ausdruck von Bosheit oder Blutdurst. Gemeine Gesichter, worin kein Raum ist für einen erhabenen Gedanken; dicke buschige Augenbraunen, die über die Augen hernieder hängen und dem Blicke etwas von einem Tiger geben, der seine Beute belauert; schmale Lippen, das Kennzeichen niedriger Arglist. Dazu denke dir das Grinsen des Hasses, das schleichende Wesen der Hinterlist und das flüchtige Umhersehen der Behutsamkeit, und du wirst ein vollständiges Bild haben von solchen Menschen. —

Wenngleich die schreckliche Neuheit des Schauspiels, das ich vor mir sah, meine Aufmerksamkeit mit Gewalt gefesselt hielt, so war es doch meine erste Sorge gewesen, zwischen allen diesen abscheulichen Menschengestalten meinen Vater ausfindig zu machen. Meine Mühe war vergebens; ich entdeckte ihn nicht, und ich gestehe es, seine Abwesenheit freute mich. So blieb ich denn eine geraume Zeit gegen das Fenster gelehnt und starrte bewußtlos auf die Gefangenen. Von Zeit zu Zeit schallte eine Gotteslästerung in mein Ohr oder ein schändlicher Name, den sie sich einander zuriefen.

Auf einmal höre ich ein heftiges Lachen am Fuße der Mauer, und ich sehe, daß viele der Gefangenen sich nach der Seite hin begeben; aus Neugier wende ich mich auch

dahin. Ich kann nicht genau sehen, was geschieht; aber die Worte, welche ich höre, das ausgelassene Gelächter, das über den Platz schallt, lassen mich mit Recht vermuthen, daß man einen der Gefangenen verhöhnt. Endlich drängt sich die Gruppe mehr nach der Mitte des Platzes; ich sehe jemand, der den Spöttern zum Spielball dient, man schiebt ihn von einer Seite zur andern; man lacht, man speit ihm ins Gesicht, man überhäuft ihn mit Scheltworten. Auf einmal verbreitet sich Todesblässe über mein Gesicht, meine Glieder zittern, ich murmele Worte der Rache. — Der Spielball der feigen Bösewichte ist mein Vater!

O mein guter Freund, die Verurtheilung, das Schaffot, das Brandmal, das alles hat mich wohl niedergebeugt; aber doch habe ich nie in meinem leidensvollen Leben einen Schmerz gefühlt, gleich dem, der mir das Herz zerriß bei diesem schrecklichen Anblick. Ich fühlte mein Blut erkalten, es war mir, als wenn Eis durch meine Adern flösse; ich glaubte zu sterben, und in dieser Hoffnung schloß ich meine Augen mit Dank gegen Gott; aber nein, der Kelch ist noch nicht leer; ich habe mein Kreuz noch nicht bis ans Ende getragen!

Als der Schließer mich beim Arm ergriff und ich wieder zu mir kam, war das Leben und damit das Gefühl meines Leidens ganz zurückgekehrt. Ich sah durch das Fenster und erblickte dort hinten in der Ecke des Platzes wieder die schreckliche Zahl 360; da stand mein Vater allein, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Arme schlaff niederhängend, wie ein Bild von Stein; ich sah durch seinen Körper in den Grund seiner Seele, welche folternde Gedanken ihn quälten; aber doch empfand ich ein Gefühl des Stolzes, als ich das unschuldige Lamm zwischen Hunderten von Wölfen einsam, verlassen und unbefleckt da stehen sah. Dann dachte ich an Gott, an eine ewige Vergeltung und ein anderes Leben.

Ich wäre noch wohl lange so stehen geblieben, in meinen Betrachtungen versunken, hätte der Schließer mich nicht aufmerksam gemacht, daß die Gefangenen zurückkommen würden, und ich deshalb das Gebäude verlassen müßte.

Du wußtest bereits, mein guter Freund, welches Leben ich führe, nun weißt du auch, welch schreckliches Leben mein unglücklicher Vater duldet. Und du sprichst mir von Hoff-

nung, von Muth? Ach, es ist wahr, du erfüllest eine Pflicht der Freundschaft; ich bin dir dankbar für deinen guten Willen; aber was auf der Welt kann noch Trost spenden einem gefangenen Vater, einer schwachsinnigen Mutter und drei entehrten Kindern? Worauf können sie noch hoffen? — Auf Gott und auf den Tod, nicht wahr?

Karl, ich habe doch mehr als einmal Thränen vergossen in dieser Woche; es hat mir Mühe gekostet, die spottenden Bösewichte aus meiner Einbildung zu verjagen; aber jetzt ist es vorüber, und ich würde ihrer gar nicht mehr erwähnt haben, hätte ich nicht dir recht viel schreiben und so deinem Wunsche genügen wollen.

Vergib mir meine Gleichgültigkeit, deren du mich mit Recht beschuldigst; ich habe keine Kraft mehr, Hoffnungen Raum zu geben, die meine Schmerzen lindern könnten. Die Hoffnung ist eine Lüge für uns! Laß ab, edelmüthiger Freund meiner schönen Kindheit, von deinen Bemühungen, mich aufzurichten. Ich weiß auch wohl, daß fünf Jahre keine Ewigkeit sind; aber wer gibt uns die verlorne Ehre wieder? Wer wischt das Brandmal von seinem Rücken? Nein, nein! es ist vorbei mit uns; ein Abgrund liegt zwischen uns und der Welt; wir sind die Familie eines Ausgestoßenen; keine Ruhe, keine Erleichterung gibt es mehr für uns hienieden!

Dort oben! dort oben!

Wilhelm.

XVI.

Karl Moerens an Wilhelm Hensmanns zu Antwerpen.

Paris, den 8. Sept. 1813.

Unglücklicher, geliebter Freund!

Dank für deinen lieben Brief! Diesmal zum wenigsten hast du nicht allein Thränen vergossen; dein Bruder Karl hat von deinen bittern Leiden den Antheil bekommen, der ihm gehört. So muß es sein. Ach, glaubst du, daß dein Schweigen mich weniger betrübte? Zweifelst du denn an der Aufrichtigkeit meiner Worte und an der Innigkeit meiner Zuneigung gegen dich? — Da alle deine Gefühle auf deinen armen Vater, deine Mutter und deine Schwesterchen gerichtet sind, so findet das Andenken an deinen Busenfreund wenig Platz mehr in deinem Herzen; ich begreife es, es kann nicht anders sein; — aber ich, ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Freundin auf dieser weiten Erde, ich lebe fern von meinem Vaterlande. — Warum sollte ich denn nicht den ganzen Umfang meiner Gefühle dir zuwenden, mein Wilhelm? dir dem Genossen meiner Spiele, dir der edlen liebreichen Seele, die allein mich einst verstand! Was kümmert mich der trübe Lichtschein, unter welchen die böse und ungerechte Welt dich und die Deinen gestellt hat? Sollten die Kenntnisse, die ich durch Wachen und Arbeiten mir erworben habe, nicht vermögen, mich unabhängig zu machen von dem Vorurtheil der Menge? Was du auch sagen magst, Wilhelm, du bist nicht anders geworden, und dein Freund Karl auch nicht; und du weißt, was das sagen will.

Also nun nicht mehr davon gesprochen, nicht weiter daran gedacht: ich bin und bleibe dein Bruder; nach Eurem Unglück

ist Lambert Hensmanns auch mein Vater geworden, deine arme Mutter auch meine Mutter; was dein ist, muß auch mein sein. — Sieh, Wilhelm, es ist vielleicht nicht recht von mir, daß ich in einem solchen Tone mit dir rede; aber ich bin böse auf dich, daß du mir zu schreiben anfängst, als wolltest du eine Scheidewand zwischen uns Beiden aufrichten. Das vergeb ich dir nicht, — du mußt für mich immer derselbe bleiben. — Ich weiß wohl, Wilhelm, was du willst. Du möchtest, daß ich hier auf diesem Blatt den Wiederhall deiner Klagen niederschriebe, und das schreckliche Schauspiel, was du mir beschrieben hast, noch einmal vor deinen Augen ins Leben riefe. Ich habe zuviel dabei gelitten, als daß ich es könnte, und dein Lebensbecher ist bitter genug, die Freundeshand braucht nicht noch neue Galle hinein zu schütten. Ich muß dich trösten, meine Worte sollen dir Hoffnung geben! Das ist der einzige Kampf, den ich gegen dich führen will: aber ich will ihn durchkämpfen, die Freundschaft gebietet es mir.

Solltest du es glauben, Wilhelm? Klara hat mir schon zweimal aus dem Pensionate geschrieben. Aber der Inhalt ihrer Briefe ist ein unverbrüchliches Geheimniß. Eins nur will ich dir daraus anvertrauen, — sie hat Wilhelm Hensmanns nicht vergessen, — sie ist meine Schwester geworden durch das Band derselben Zuneigung. Es ist kein gaukelnder Traum, was sie dir des Nachts an deinem Bette sagt. —

Hoffnung und Muth! lieber Bruder. Es ist keine Nacht so schwarz, immer stehen doch die Sterne hinter den dunklen Wolken, bereit, um so heller hervorzustrahlen, sobald der Wind den Vorhang wegzieht. Der Wind wird kommen, zweifle nicht daran! Aber warum die verblümte Sprache? Seit zwei Tagen erfüllt mich ein schöner, ein glücklicher Gedanke, ich bin so froh, daß ich mich oft nicht enthalten kann zu jauchzen und zu singen. Dies klingt fremd in dein Ohr, nicht wahr? Hör' nur, was wir, du und ich, berathen und beschlossen haben, um uns über unser Unglück zu erheben. Vielleicht war Klara auch dabei, doch das sage ich dir nicht. —

Noch ein Jahr, und ich bin Doctor der Heilkunde, Doctor der Fakultät von Paris, und das heißt doch schon

etwas. Ein alter Verwandter meiner Tante, der nun schon fünfzig Jahre die Heilkunde ausübt, wartet auf mich zu Diest, um mir seine zahlreichen Kranken zu überweisen, und mir durch seinen Einfluß auf einmal ein schönes Bestehen zu sichern. Vielleicht wäre es vortheilhafter für mich, in einer großen Stadt mich niederzulassen, da ich hoffen darf, durch meine Kenntnisse auch dort in Ruf zu kommen; aber ich habe meine Gedanken dabei, und will nach Diest gehen. Es ist eine kleine abgelegene Stadt, und man kann dort fast einsam leben. — Außerdem hat mir der alte Arzt ganz unwiderleglich bewiesen, daß einige tausend Francs jährlich, gleich von Anfang an der Lohn meines Fleißes sein werden. —

Habe ich nun erst einen Platz in der Gesellschaft, und kann von den Früchten meiner Arbeit leben, so bin ich auch unabhängig und mein eigener Herr. Meine alte Tante, wenn sie auch, wie du weißt, nicht sehr freigebig ist, wird mir doch zu meiner ersten Einrichtung ein rundes Sümmchen schenken. Nicht wahr, Wilhelm, wir fangen an, reich zu werden? Ich sehe wohl ein, daß das dich nicht trösten kann: — Geld vermag uns nicht zu heilen. Aber höre nur weiter, was die Aussicht auf solchen Reichthum uns eingegeben hat.

Sobald Karl Moerens an seinem neuen Wohnorte sich festgesetzt hat, erklärt er Threschen und Ursula an Kindesstatt anzunehmen; wir bringen sie in eine Erziehungs-Anstalt, wo ihre gute Mutter sie allwöchentlich besuchen kann; Geld wird ihre unschuldige Kindheit wohl beschirmen gegen die Angriffe der Welt; Geld wird später ihren Lebensweg vor ihren Füßen ebenen. Du, Wilhelm, weigerst vielleicht deine Zustimmung zur Ausführung dieses Planes; aber du bist nicht allein Herr über unsere Schwesterchen, und kannst ihren zweiten Bruder nicht hindern, für ihr Wohl zu thun, was seine Zuneigung ihm eingibt. — Also in diesem Punkte gibst du dich gefangen. —

Dann miethen wir in Diest, nicht fern von der Wohnung unsers Freundes Karl Moerens, ein hübsches Haus mit einem großen Garten, wie es deren viele zu Diest gibt. — Dort wird Wilhelm Hensmanns mit seiner Mutter wohnen, damit der Doctor recht oft bei seinem Freunde sein,

und die arme Geisteskranke heilen kann. Unter dem Schatten der Bäume, fern von Bekannten, einsam und sich selbst lebend, genießen sie die Seligkeit der süßen, so hart geprüften Freundschaft: eine Mutter wandelt dort fröhlich mit ihren beiden Töchtern an der Hand, und zwei Brüder unterhalten sich von der Poesie des Lebens und den Schönheiten der Natur. Ein Vater fehlt ihnen noch . . . . . aber bald zeigt die Sonne an dem Himmel der Zeiten die fünfte Stunde . . . . . und da ist er, frei von Banden. Er nimmt seinen Platz ein in der Familie, man sucht, ihn die erlittenen Schmerzen vergessen zu machen, kein Auge verräth etwas anders, als Achtung und Liebe vor dem geretteten Märtyrer, dem theuren Vater — und er, er findet die Erde noch schön; denn zu seinen Füßen entsprießen Blumen des Frohsinns und der Lebensfreude. Etwas später findet Wilhelm plötzlich, daß sein Traum keine Lüge war; Karl erwählt sich auch eine Freundin, und Gott lächelt aus seinem Himmel zu der Liebe und den Kindern dreier zärtlicher Mütter!

Daß du umringt dich sähst von Enkeln schön und flück,
Die alle rund um dich die Händchen hoch erhöben
Und riefen: Lang', noch lang' mög' uns Lambertus
leben!

Wer mag mich wohl diese gereimte Prophezeiung gelehrt haben? Rath mal! Ah, du weißt es!

Nun legst du diesen Brief ungläubig und muthlos nieder. Ich erwarte es nicht anders. Es sind Lügen, nicht wahr? Lügen, die ich erfinde, um deinem Schmerze Einhalt zu thun. Ich habe gesagt: „trösten muß ich dich, auf mein Wort sollst du hoffen“, und nun betrüg' ich dich aus Freundschaft, um dich zu verleiten, daß du Muth schöpfest..... Ja, so denkst du: denn zur Ausführung unsers Vorhabens gehört schrecklich viel Geld, und das hat dein Bruder Karl nicht. Ungläubiger, weißt du denn, was meine Tante thun wird bei meiner Promotion zum Doctor und meiner Niederlassung zu Diest? Weißt du denn nicht, daß der Lauf des menschlichen Lebens jeden, wenn die Reihe an ihm ist, frei und zum Herrn über sich selbst macht? Sollten dein Bruder und deine Freundin nicht mächtig genug werden, um

mit vereinten Kräften, alle Steine, bis auf den letzten, von deinem Herzen zu wälzen? Ha, das wollen wir sehen! Nur ein Jahr noch! und was ist ein Jahr, wenn die Zukunft so hell hindurch scheint?

Lieber Bruder, du kennst nun das Ziel meines Lebens, ich werde es erreichen! Die Hülfe von Oben kann mir zu diesem heiligen Werke brüderlicher Liebe nicht fehlen, und außerdem, Klara bittet mit mir zur selben Zeit, und erfleht von Gott, um was ich ihn anflehe. —

Sollte der helle Stern, den ich vor deinem Auge heraufgeführt habe, nicht einen Lichtstrahl in die Nacht deiner Schmerzen werfen? Ach ja, du fängst an zu hoffen, nicht wahr, mein theurer Bruder? Ja, du thust es; denn Freund und Freundin verpfänden ihr Herz für die Wahrheit ihrer Hoffnung, — ihres Wunsches, — ihres Willens!

Karl.

XVII.

Der letzte Brief von Karl Moerens machte auf Wilhelm einen tiefen Eindruck, obschon er es sich selbst nicht gestehen wollte. Während des Lesens zeigte sich auf dem Gesichte des Jünglings kein Lächeln, indeß auch kein Schmerz; in seinem Innern aber kämpften Hoffnung und Muthlosigkeit, Unglaube und Vertrauen den heftigsten Kampf mit einander. Endlich gewann die Verzweiflung die Oberhand, und muthlos ließ er den Brief auf den Tisch fallen; aber der Name Klara's zog ihn wie ein Magnet immer wieder an, und zwang ihn wohl zehnmal aufs neue den Brief zu lesen.

Karl Moerens erreichte durch den geheimnißvollen Ton seines Briefes sein edelmüthiges Ziel; es ging in der That von Zeit zu Zeit ein Stern der Hoffnung vor Wilhelms Augen auf, dessen Glanz er selbst durch die traurigsten Vorstellungen nicht immer zu trüben vermochte. Er blieb zwar überzeugt, daß sein Freund ihn aus Güte täuschte, und daß diese schönen Prophezeiungen sich nicht verwirklichen würden, indeß er mußte doch glauben, daß Klara wirklich an Karl geschrieben habe; denn wer sonst als sie kannte die angeführten Verse. Auch das hatte ihn sehr getröstet, daß er noch Mittel sah, seine Schwestern vor der Schande zu bewahren, und seinem Vater in der Einsamkeit ruhige und vielleicht selbst noch freudenvolle Tage zu verschaffen. Ob er dies Karls Edelmuth oder seinem eigenen Fleiße verdanken würde, das kümmerte ihn nicht; die Möglichkeit war doch da, und das war genug, um zu hoffen. —

Auf Wilhelms Leben fiel seit dem Tage wieder ein Lichtstrahl, der, wenn er seinen Geist auch nicht ganz aufzuhellen vermochte, doch wenigstens die gänzliche Finsterniß

seines Gemüthes durchbrach. Seine Seele hatte nun wieder zu arbeiten und zu kämpfen, zu glauben, zu suchen und zu erwarten. In den ersten Tagen nachher war es ihm nicht möglich so fleißig zu arbeiten, als vorher; nur zu oft überfiel ihn eine Fluth träumerischer Gedanken, und dann vergaß er das Papier, das vor ihm lag. So gelangte er allmählich zu der Ueberzeugung, daß sein Leben doch nicht ganz und unwiderruflich abgeschlossen sei, wie er in seiner Verzweiflung geglaubt hatte. — Mit um so größerem Muthe ging er nun wieder an seine Arbeiten, und verrichtete freudiger die heiligen Pflichten, die ihm als dem Erstgebornen für seine unglückliche Familie oblagen.

In seinen Briefen an Karl schrieb er zwar noch immer von seiner Muthlosigkeit, aber sein Freund konnte aus dem Tone derselben wohl abnehmen, daß er seinen Zweck erreicht und die Verzweiflung aus Wilhelms Herzen vertrieben hatte. Er schrieb ihm nicht viel mehr von seinem Plane; denn die Ausführung desselben konnte erst nach Ablauf des Jahres beginnen. Bis dahin ließ die alte Tante ihrem Neffen wenig zukommen, ja sogar ihn Mangel leiden; denn nach ihren Ansichten von Erziehung, gereicht jungen Leuten der zu frühe Besitz von Geld beinahe unfehlbar zum Verderben. Die alte Tante hatte Recht: und darum blieb sie unbeugsam.

So vergingen noch einige Monate, ohne daß sich in Wilhelms Leben etwas Besonderes zugetragen hätte; sein Geist ward wieder kräftiger und die Hoffnung gewann mehr Raum in seinem Herzen; es schien ihm allgemach, daß die fünf Jahre so schnell vorüber eilen würden, daß sie auf diesen Theil ihres Lebens zurücksehen könnten, wie auf einen schrecklichen Traum, woraus man freudig erwacht. Aber ach! er hatte es gesagt, der Kelch war noch nicht leer, er hatte sein Kreuz noch nicht bis zum Ende getragen!

In den letzten Monaten des Jahres traf die Familie Hensmanns das schreckliche Unglück, daß der unerbittliche Tod den guten Notar unerwartet von der Erde wegnahm, und ihnen dadurch die einzige noch übrige Stütze raubte. Nun war Wilhelm ohne Beschäftigung; wenn er auch für die Nachbarn und Andere wohl dann und wann eine Bitt-

schrift, ein Hochzeits- oder Namenstags-Gedicht verfertigte, so war der Erlös daraus doch sehr unbedeutend. Während vierzehn Tagen ging er zu allen Comptoiren und Handelshäusern, und bat mit Thränen in den Augen um Beschäftigung: überall ward er abschläglich beschieden, manchmal sogar mit Spott abgewiesen. Einige Kaufleute zeigten sich wohl geneigt, ihn auf's Comptoir zu nehmen, jedoch unter der für ihn unmöglichen Bedingung, eine Zeitlang als Copist umsonst zu arbeiten; dann wollte man ihm später Gehalt geben. — Mit solchen fernen Aussichten konnte sich Wilhelm natürlich nicht befriedigen, da Noth und Hunger schon drohend vor der Thür standen, und die bittere Sorge ihn quälte, daß seine Mutter und Schwesterchen bald an den Bettelstab würden gebracht sein.

In der Nachbarschaft wußte man schon, daß Wilhelm durch den Tod des Notars seine Stelle verloren hatte. Gewiß beklagten ihn manche von Herzen, aber das hinderte nicht, daß man in allen Läden den Hensmanns nicht anders mehr als gegen baares Geld verabfolgen wollte. — Was noch einigen Werth hatte, ward versetzt. Schon seit acht Wochen hatte Wilhelm die verfallene Hausmiethe nicht mehr bezahlen können, und er bebte vor Angst und Scham bei dem Gedanken, mit seiner Mutter und seinen Schwesterchen auf die Straße gesetzt zu werden. — Karl Moerens hätte er es um alles in der Welt nicht schreiben mögen. Er wußte ja, daß sein Freund einstweilen selbst noch Mangel litt, und daß seine Tante ihm gar kein Geld zukommen ließ; dabei war noch viel zu viel Ehrgeiz in dem Herzen des armen Jünglings, als daß er diese Erniedrigung hätte ertragen können. So sind die Unglücklichen, es scheint ihnen, daß die empfangene Hülfe sie erniedrigt, und sie werden zuweilen ungerecht aus Hochmuth. Aber sollte man ihnen dies verweisen? Ach nein, man darf die Beklagenswerthen nicht tadeln, daß sie das einzige Gefühl, welches sie noch aufrechthalten kann, nicht aufopfern oder betäuben mögen.

Und ist es denn die Schuld der Unglücklichen, daß das garstige Geld alles entheiligt, worin es sich mengt? Ist es

die Schuld der Hungrigen, daß das Brod von Almosen erniedrigt. und bitterer ist, als Galle?

So verschwieg Wilhelm also dem Freunde seine Lage, und suchte lange vergebens selbst Mittel ausfindig zu machen, um Mutter und Geschwister vor der Austreibung zu bewahren.

Wäre der Hausherr ein reicher Mann gewesen, so hätte er noch hoffen können, daß derselbe sie, in Rücksicht auf ihr Elend, im Hause gelassen hätte; aber er war nur ein armer Metzger, der nach sechszig mühevollen Jahren nichts anders besaß, als zwei solcher kleinen Häuser, von deren Einkünften er kaum trockenes Brod essen konnte.

So weit konnte man doch die menschliche Barmherzigkeit nicht in Anspruch nehmen, daß man von einem alten Greise verlangte, er solle selbst Noth leiden, um anderen zu helfen. Wilhelm sah dies ein, und als er endlich zu dem Hausherrn ging, war es nicht, um einen Ausstand zu erbitten; im Gegentheil, es war ein Gefühl von Rechtlichkeit, was ihn dazu antrieb: er wollte einen andern armen Menschen nicht durch Versprechungen hintergehen, und so erklärte er dann dem armen Hausherrn den wahren und elenden Zustand, worein der Tod des Notars ihn versetzt hatte. — Es mußte ihm gleich sein, ob er nun oder in vierzehn Tagen seine Wohnung auf der Straße nehme, da er doch keinen andern Ausweg sah.

Die Erzählung seines Leidens drückte dem alten Metzger die Thränen aus den Augen. Dieses Herz, durch Arbeit abgestumpft und durch Alter erkaltet, barg doch noch ein Gefühl: das heilige Gefühl der Liebe und des Mitleids. Mit Bewunderung und der größten Dankbarkeit horchte Wilhelm auf die Stimme des Alten, als dieser ihm sagte:

Armer, junger Mann! Seid ohne Sorge! Ich werde euch nicht vor die Thür setzen, davor bewahre mich Gott! Der Winter kommt an, und er wird streng sein; denn die Zugvögel kommen früh. Ihr würdet erfrieren mit euren Schwesterchen, und ich will das nicht auf dem Gewissen haben. Ich habe es wohl sehr nöthig, das ist wahr; aber ihr seid zu vieren und ich bin allein. Gott hat mich nun schon siebzig Jahre behütet, er wird es auch ferner thun,

wenn es ihm beliebt. Weinet nicht, Wilhelm, ein Mensch muß dem andern helfen. Hört, was wir thun wollen; ich kann die ganze Miethe des Hauses nicht entbehren, ich müßte sonst selbst Mangel leiden; aber wohnt ihr auf der kleinen Aufkammer und die Hälfte des Bodens behaltet auch zu eurem Gebrauch; den unteren Theil des Hauses und die größere Aufkammer werde ich dann schon sonst vermiethen können. Ihr braucht mir kein Geld dafür zu geben, wenn ihr später mal wieder glücklich seid, so helfet einem andern Armen wieder. Nun geht nach Haus, und seid getrost; der Herr wird uns alle in seinen Schutz nehmen.

Die mitleidsvollen Worte des Greises rührten Wilhelm auf's tiefste; er dankte ihm aus vollem Herzen, und eilte leichten Schrittes und ganz aufgeheitert nach Hause, als wäre die einzige Last, die sein Herz drückte, davon genommen. — Ohne Säumen trug er das Bett seiner Mutter und ihren sonstigen Hausrath nach Oben, und klebte dann einen Zettel ans Fenster, worauf mit großen Buchstaben stand: Ein Unterhaus sogleich zu vermiethen. — Ach wie freuten sich die Unglücklichen, daß sie doch nicht aus dem Hause verjagt wurden!

Die Hensmanns geriethen indeß immer tiefer in Armuth, und mehr als einmal mußten sie, von Hunger ermattet, das harte Nachtlager aufsuchen. Von Zeit zu Zeit gelang es Wilhelm noch einige Francs zu verdienen, um auf diese Weise das bittere Leben seiner kränkelnden Mutter und Geschwister zu fristen. Aber nun war der Winter da, und gleich als wenn die schneidende Kälte an sich selbst nicht schlimm genug gewesen wäre, versiegten jetzt auch alle bisherigen Hülfsquellen für die arme Familie. Keine Arbeit, keine Beschäftigung mehr; kein Geld, kein Holz, keine Kohlen, keine Decke, keine Kleider! Ach, da begann für Wilhelm der allerhärteste Kampf; das einzige, was ihm noch übrig blieb, die Achtung vor sich selbst, das Ehrgefühl, diesen treuen Begleiter großer Seelen im Unglück, er mußte es hinopfern. Die Noth warf ihn ohnmächtig zur Erde, und trieb ihn zur Thür hinaus, um zu betteln! Da stand er nun, — ach es war ein schrecklicher Tag, zitternd in den Straßen, um abzuwarten, ob niemand seiner alten

Bekannten vorbeiging; und, mit der Gluth verzehrender Scham auf der Stirn, murmelte er dann: Um Gotteswillen! Glücklich noch, wenn seine Bitte erhört, und ihm ein paar Stüber gereicht wurden. Ach, wie oft wies ein kaltes, zurückstoßendes Schütteln des Kopfes ihn ab. — Das Almosen, wenn man sich scheuet, es einzusammeln, ist kein Rettungsmittel; um daraus seinen Unterhalt zu bestreiten, muß man nicht mit einer fühlenden Seele geboren sein, und überdies ist es auch ein Geschäft, das seine Lehrjahre fordert. So fand Wilhelm denn auch dadurch, daß er den einzigen ihm noch übrig gebliebenen Schatz seines Herzens hinopferte, fast keine Erleichterung des Zustandes der Seinigen: im Gegentheil er sank nun geistig und körperlich in den Abgrund des Elends und der Erniedrigung.

XVIII.

Wilhelm Hensmanns an Karl Moerens in Paris.

Antwerpen den 15. Januar 1814, Morgens.

O Gott! muß es denn doch geschehen? Soll ich dem Selbstmord nicht entrinnen? Nein, nein! ich muß versinken in dem Abgrund der Schande. Wohlan! dein Wille geschehe: es sei so! Ich reiße aus meinem blutenden Herzen die letzten Wurzeln meiner Gefühle; ich trete mit Füßen, was von meinem früheren Leben noch darin übrig blieb: Achtung, Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Muth, Selbstachtung — lebet wohl!

Karl, Karl, ich kniee flehend zu deinen Füßen . . . ein Almosen, ein Almosen! Ach, gib mir etwas, so wenig es sei! Spar' das Brod von deinem Munde, leide Hunger für mich, aber um Gottes Willen gib mir etwas! Ach, es ist dieses nicht die Sprache, die ich gegen dich führen müßte, ich weiß es. Indem ich dir schreibe, stoße ich vor Verzweifelung und Scham mir den Kopf blutig an der Kante des Tisches, aber es muß sein: — ich bin ein Bettler, ach! und du bist es nicht allein, dem ich die flehende Hand hinreiche. — O du schickst mir doch etwas, nicht wahr?

Karl, ich wage es nicht, dir noch zu schreiben, in welcher Lage wir uns befinden; ich habe das Recht nicht, dir Antheil zu geben an solch tödtendem Schmerz, und es scheint mir, daß ich wahrlich zu tief verächtlich bin. O, der Hunger ist ein schrecklicher Tyrann! Er kann den Muthigsten in den Koth treten und ihn wie ein Thier um ein Stückchen Brod kriechen lassen. — So kriecht der unglückliche Wilhelm seit vierzehn Tagen. — Denk' dir, wie

fröhlich es mir zu Muthe ist, wenn die Nachbarinnen mir mißbilligend sagen, daß Ursula den Kindern auf der Straße ihr Butterbrod abbettelt, und urtheile über die Pein, die mein Eingeweide durchwühlt: ich beneide mein Schwesterchen um den erbettelten Bissen!

Welch' schreckliche Nacht haben wir zugebracht! Kein Feuer! keine Decke mehr! Die beiden Füße unsers armen Thereschens sind erfroren; das Kind liegt da auf etwas Stroh unter unsern Kleidern im schrecklichsten Fieber. Es wird sterben, das unglückliche Schwesterchen! Ich wage es nicht Gott zu bitten, daß er das arme Kindchen von der Erde wegnehme, denn dann stirbt meine Mutter auch; alle Empfindung, die ihrem armen Herzen noch übrig bleibt, ist für Threschen. Ach, sie, die sonst bewußtlos und gleichgültig unser Unglück ansieht, deckt nun den Leib ihres Engelchens mit ihrem Busen und ruft Gott um Hülfe an gegen den Tod. —

Aus einem schrecklichen Grabe schreibe ich dir . . . und selbst das muß ich mir verweisen: — die dazu verwendete Zeit ist ein Diebstahl, ich muß betteln gehen. Karl, ich habe meine früheren Mitarbeiter auf dem Bureau um Hülfe angesprochen: ein einziger gab mir einen Franc; seit der Zeit schlagen sie einen andern Weg ein, wenn sie mich von fern ankommen sehen; ich bin bei allen meinen Bekannten gewesen; einige gaben mir etwas, doch es ist längst aufgezehrt und nun mag ich nicht wieder zu ihnen gehen. Mein Schwesterchen Ursula ist auf dem Markt gewesen, um Kohlblätter und Kartoffelschalen aufzuraffen, wir haben davon gegessen, doch es hilft nichts . . . .

Klara ist gestern zurückgekehrt, . . . der Schweiß steht mir seit einer Stunde auf der Stirn, die Noth treibt mich zu ihr, auf meinen Knieen werde ich auch vor ihr kriechen und mit ausgestreckter Hand flehen: Ach, gib mir etwas! O Qual! Mein Kampf gegen diesen schrecklichen Gedanken ist Spötterei . . . . ich muß gehen, und brennte der Boden unter meinen Füßen. Schon seit gestern kämpfe ich verzweifelt gegen diese schreckliche Nothwendigkeit; aber meine Mutter stirbt vor Hunger, mein Schwesterchen weint vor dem Schmerz ihrer Eingeweide, ich selbst bin am Ende, es

schwindelt mir vor den Augen . . . . O, ich liege darniedergeschlagen unter der blutigen Geissel des Elends, und wäre ich sicher, daß mich der Tod zu ihren Füßen träfe, ich muß, ich muß! O gräßlich, gräßlich! Ich zu ihr die Hände ausstrecken! Ich sagen: um Gotteswillen ein Almosen! zu ihr! zu Klara!

Ha, ha! Ich muß noch hoffen, nicht wahr? Ich bin noch nicht tief genug erniedrigt, ich werde mich noch wieder reinigen können von dem Koth, worin ich mich wälzen muß! In meinen schlaflosen Nächten wird noch das Bild der Freundin mich trösten, nicht wahr? wenn ich von ihr gebettelt, wenn ihre Hand mir Geld gereicht hat!

Alles, alles ist vorbei für mich, selbst das Andenken ihrer Liebe; alles, was mir noch übrig blieb, muß geopfert werden.

Wenn du diesen Brief hast, werden wir schon gegessen haben von Klara's Gelde — dem Kaufpreis meines Lebens vielleicht!

Karl, Karl, gedenke meiner! Ach, lege auch ein kleines Almosen in die Hand des Bettlers, der einst dein Freund war.

Wilhelm.

XIX.

Wilhelm Hensmanns an Karl Moerens zu Paris.

Antwerpen den 15. Januar 1814, Mittags.

Guter Freund!

Meine Schwester war zum Post-Bureau; ich lief ihr nach, traf sie aber nicht mehr. Nun ist sie zurück und hat ihre Botschaft ausgerichtet. Du wirst also den hoffnungslosen Brief empfangen, den ich dir geschrieben habe; es sei! — Du mußt doch einmal wissen, bis zu welchem Grad des Elends es mit deinem unglücklichen Wilhelm gekommen. —

Nun ist es vorüber; ich bin wieder so munter und fröhlich, daß ich es dir nicht beschreiben kann . . . . und mein Schwesterchen liegt am Sterben! Ach, bin ich von Sinnen? Ich weiß es nicht. O nein, höre nur, welch ein Glück uns begegnet ist. Kaum war meine Schwester zur Post, als eine alte Frau in unsere Kammer trat. — Die Mutter von Klara! Ehe wir nur Zeit hatten, ihr unsere Noth zu klagen — ach, ich begreife die edle Ursache dieser Hast — sagte sie zu meiner Mutter — hörst du, nicht zu mir, zu meiner Mutter: Frau Hensmanns, ich weiß, daß es euch augenblicklich knapp wird; ich komme, euch vorzuschlagen, etwas Geld von mir zu leihen, bis auf bessere Zeiten; ohne unsere Antwort abzuwarten, legte sie ein Röllchen auf den Tisch.

Wir klagten ihr dann unser Unglück, und sie weinte über uns. Und o, eins hat mich ganz glücklich gemacht, sie hat meine Mutter geküßt, — geküßt! Karl. Als ich das sah, mußte ich lachen und weinen zugleich; mit diesem Kuß sank ein ganzer Himmel in mein Herz. —

Die Mutter von Klara hat meine Mutter geküßt! Es sind also noch Bande der Liebe zwischen uns! — Klara, Klara, du bist ein Engel! Du kamst nicht selbst, um Wilhelm ein Almosen zu schenken; du sandtest deine Mutter, auf daß die Hand einer Mutter alles heilige und versüße; du gabst uns kein Geld, du leihest es uns. O, ich begreife und bewundere dich! Karl, hier neben mir blinken nun zwanzig Franken als glänzende Sterne am Himmel. Wir haben Fleisch gegessen! Unser Inneres ist erwärmt, die Kälte peinigt uns nicht mehr. O Freund, Freund! welch ungeheure Wollust liegt verborgen in der Befriedigung des nagenden Hungers. Armes Threschen, daß du nicht essen kannst! . . .

Ich habe Eile, denn ich muß ausgehen, um manches zu kaufen; wir sind reich. Nun ist es nicht mehr nöthig, daß du für uns darbest. — Klara wird uns Salbe geben für unser Threschen, ihre Mutter hat es gesagt. Salbe von Klara heilt unfehlbar. Gleich kriegen wir Kohlen, wir werden uns wärmen an einem warmen Ofen, mein Schwesterchen wird genesen. O Himmel, ein einziger Liebeserweis von ihrer Hand hat uns glücklich gemacht! Sollte nicht die Wohlthätigkeit ein Theil von Gottes Allmacht sein?

Sei nun froh mit uns, lieber getreuer Freund, betrauere mein Schicksal nicht mehr, aber wenn du betest, gedenke an Klara.

Wilhelm.

XX.

Es war Nacht. Der Schnee trieb in ungestümen Wolken durch die Straßen und der Wind heulte um die Giebelspitzen der Häuser.

In der Kammer bei Hensmanns sah es traurig aus. Eine Lampe erhellte das Gemach mit trübem Schein; alle, die sich darin befanden, glichen in der halben Finsterniß Gespenstern, die aus dem Grabe erstanden.

Wilhelm lag mit dem Gesicht auf dem Tisch und bewegte sich nicht; er bedeckte seine Augen, um nichts zu sehen, denn es zerriß ihm das Herz und er konnte nicht helfen. Auf einem kleinen Stühlchen saß Ursula, den Kopf in die Hände gedrückt, Thränen flossen von ihren Wangen. Wahrscheinlich dauerte die Trauerscene schon lange und die Unglücklichen waren ermattet von Weinen und Klagen.

Aus der dunkelsten Ecke des Zimmers stiegen laute Seufzer auf. Da lag die Mutter über den Mund ihres sterbenden Threschens gebeugt; sie hauchte sie an, als könnte der Athem der Mutter die scheidende Seele im Leichnam des Kindes zurückhalten.

So lag sie nun schon ein paar Stunden und starrte in äußerster Verzweiflung in die brechenden Augen des armen Kindchens, ohne auf Wilhelms und Ursula's Zureden zu hören. Nachdem sie schon einen halben Tag lang umsonst sich bemühet hatten, die Mutter etwas zu beruhigen, waren Wilhelm und Ursula der Ermüdung und Verzweiflung erlegen, und saßen nun da, als wären sie in einen tiefen Schlaf versunken.

Kalt war es im Zimmer nicht, der Ofen hatte den ganzen Tag gebrannt und war noch nicht ganz erloschen;

auch ein Arzt mußte das kranke Kind besucht haben, denn auf dem Tische neben Wilhelm standen noch zwei Medizinflaschen und ein Salbentöpfchen. Von Zeit zu Zeit stieß die Mutter einige abgebrochene Klageworte aus, die wie die Stimme des Todes dem Jünglinge ins Ohr schallten; und das dauerte schon seit acht Stunden.

In diesem Augenblicke sagte sie:

Threschen, steh auf, mein lieb Kindchen! Komm, wärme deine Füßchen etwas am Feuerstübchen, Vater wird sogleich kommen.

Ach, wie sind deine Lippchen kalt! Bebe nicht Thereschen, das Engelchen wird dich nicht mitnehmen; es steht nur da, dich zu beschützen. Ach deine Füßchen sind wie Eis, mein armes Lämmchen. Du mußt wieder auf Mutters Schooß sitzen, nicht wahr? Komm, komm, da ist es warm . . . .

Die arme Frau nahm das Kind aus dem Bette und setzte sich damit in eine andere Ecke der Kammer. Sie hatte dies so sachte gethan, daß Wilhelm nichts gehört hatte und auf dem Tische liegen geblieben war. Es verging noch einige Zeit, ehe er aufsah, und bemerkte, daß das Bett leer war. Nun hörte er seine Mutter am andern Ende der Kammer das Kind küssen und lachen, als ob sie außer sich vor Freude wäre. In der Hoffnung, Threschen sei vielleicht besser, nahm er die Lampe vom Tische und näherte sich damit der Mutter. Auf einmal entfuhr ihm ein Angstschrei und er griff bebend nach dem Kinde; aber die Frau sprang auf und lief schreiend in der Kammer umher. Was Wilhelm auch flehete und bat, wie viel er auch weinte und sich bemühete, das Kind aus der Mutter Armen zu nehmen, weder er noch Ursula vermochten etwas über sie. Sie hielt ihr Threschen mit den Armen gegen die Brust gedrückt, als wäre es mit eisernen Banden an sie gekettet. Durch das Umstürzen einiger Stühle und das Schmerzgeschrei von Wilhelm und Ursula wurden die Bewohner des untern Hauses geweckt und kamen mit Licht nach oben. Bei dem schrecklichen Anblick fingen sie an zu zittern: — dort an der Mauer stand die arme Mutter und küßte beständig lachend ihr Kind . . . es war eine Leiche . . . seit einer Stunde war es ein Engelchen im Himmel.

Die Mutter wollte sich noch immer das Kind gar nicht nehmen lassen; erst als man ihr bemerkt hatte, es sei kalt und müsse unter der Decke liegen, legte sie es ins Bett und setzte sich ruhig daneben. Wilhelm war außer sich; seine Augen standen ihm stier im Kopfe, und wer ihn so sah, mußte fürchten, er werde sich Leides anthun. Der Engel des Todes hatte kaum dem armen Kindchen das Leben geraubt, als er in ein größeres Haus der Stadt einkehrte.

Als an demselben Abend Herr Standel sich zu Tische setzte, sah er eine Flasche Wein darauf stehen. Das verwunderte ihn, denn wenngleich die Standels schatzreiche Leute waren, so tranken sie selten etwas Anderes wie Wasser zu ihrem Abendbrode. — Er fragte also seine Frau:

Wessen Namenstag ist denn heut?

Die Frau gab ihm lachend zur Antwort:

Wie! erinnert Ihr Euch denn nicht, daß es heute gerade ein Jahr ist, daß der verfluchte Schelm, der Hensmanns, auf dem Schaffot gestanden hat? Den Tag müssen wir feiern. Wir haben es ja gelobt.

Ob Herr Standel seit einiger Zeit Reue fühlte über die Art, wie er dem Hensmanns das Bekenntniß des Diebstahls abgezwungen, und an seiner Schuld zu zweifeln begann, genug, er erbleichte bei den Worten seiner Frau und schlug die Augen zu Boden.

Wir haben es ja gelobt, wiederholte die Frau, Ihr wißt es ja wohl, noch desselben Abends, wo es geschehen war. Damals tranken wir ja auch noch ein Gläschen auf das Brandmal des scheinheiligen Diebes.

Gelobt, gelobt, murrte Standel, es kann sein, daß wir in unserm ersten Aerger so etwas gelobt haben. Aber jetzt will ich nichts mehr davon hören. Setze mir die Flasche aus den Augen, ich trinke nicht daraus! Der sonderbare Ausdruck in dem Gesichte ihres Mannes und der ernste Ton seiner Stimme schienen auf die Frau einen tiefen Eindruck zu machen. Es war, als ob auch sie von geheimem Schrecken ergriffen würde. Eine Zeitlang sah sie ihren Mann fragend an, dann aber brach sie in ein spöttisches Gelächter aus.

Man sagt wohl, das Herz der Frau sei ein Schatz

von Liebe, Edelmuth und Selbstaufopferung; so ist es nicht allzeit. Das Herz der Frau ist eine Harfe, deren Saiten bei der leisesten Berührung erklingen; Ueberlegung, Nachdenken beherrschen das Spiel dieser Harfe nicht; das augenblickliche Gefühl ist der mächtige Finger, der die Töne darauf anschlägt. Ist nun das Instrument auf Güte und Liebe gestimmt, o, dann ist die Frau ein Engel des Trostes und der Zärtlichkeit; aber wenn es die Bosheit zum Grundton hat, ach, dann athmet sein Gesang nichts als Verfolgung, Neid und Laster.

Frau Standel war eine der niedrigen Seelen, die nur in dem Pfuhl der Bosheit und der Galle des Hasses leben zu können scheinen; es überraschte sie über die Maßen, ein Zeichen von Reue im Herzen ihres Mannes entdeckt zu haben; sie sah das an als einen Verweis und stand nun erzürnt dagegen auf: Ha, ha! rief sie, sollte man nicht sagen, es sei Euch leid, daß der Schelm Hensmanns am Pranger gestanden? Man hätte den Dieb gewiß freilassen sollen? Da hätte er nochmal bei uns einbrechen können! Standel, Mann, Ihr werdet alt und schwachsinnig! Der bebt da und wird bleich, wenn er den Namen Hensmanns hört! Ach, der arme! Nun, laßt den Wein nur stehen, ich werde doch mein Herz daran erquicken. — Das Gericht hat ihn verurtheilt, antwortete Standel finster; er hat seine Strafe verdient, daran zweifle ich nicht, aber sind fünf Jahre Zwangsarbeit und ein Brandmal nicht hinreichend? Laß den Bösewicht seine Strafe büßen. Aber warum sollen wir hier ein Fest feiern über das Unglück von Jemand, der doch ein Mensch ist, wie wir.

Mensch wie wir! Unglück! Was heißt denn das Alles? rief Frau Standel, lachend. Am 15. Januar vergangenen Jahrs war es ganz anders; da mußte ich Euch erzählen, wie der Kerl am Pranger gestanden, wie der Henker ihm das Brandmal auf die Schulter gesetzt; wie er vor Schmerz gezappelt hatte; ich durfte ja gar nichts vergessen. Da schmeckte Euch der Wein doch recht gut, und Ihr trankt einen Zug auf das Brandmal des scheinheiligen Schuftes...

Haltet ein, um Gottes willen! fiel Standel ihr in die Rede, ich kann nicht davor, Frau, aber Eure Worte machen mich schaudern. Seit einiger Zeit, ich gestehe es, sagt mir

etwas in meinem Herzen, daß wir nicht gut daran thun, uns über das Leiden eines unglücklichen Gefangenen zu erfreuen, und wäre er selbst ein Mörder. Alles, was Ihr da eben gesagt habt, ist Bosheit und Sünde, ich will keinen Theil daran haben.

So, so! sprach die Frau erbittert: es ist Bosheit, was ich sage; Ihr seid wohl ein Heiliger? Ihr habt wohl den Hensmanns nicht auf's Schaffot gebracht! Ihr habt ihm das Pistol nicht auf die Brust gesetzt, und habt dies nicht vor Gericht geläugnet! Nein, dazu waret Ihr nicht im Stande: ich hab' es gethan, nicht wahr?

Ihr habt es mir gerathen, antwortete Standel mit Heftigkeit, und so entspann sich zwischen den beiden Gatten ein bitterer Streit, worin sie sich gegenseitig der bösen That beschuldigten, die sie zusammen berathen und ausgeführt hatten. Aus ihren Worten erhellte zur Genüge, daß keiner von ihnen innerlich ganz überzeugt war von der Schuld des Verurtheilten. —

So stritten sie noch lange mit einander, die Frau trank allein von dem Weine, und murrend gingen sie dann zu Bette. — Sie schliefen den ersten Schlaf, als der Todesengel das Hensmannsche Haus verließ und auf ihre Wohnung sich niedersenkte. — Auf einmal erwachte Frau Standel. Tödtliche Angst beklemmte ihre Brust; es schien ihr, als würden Ströme Blutes aus ihrem Herzen nach dem Kopfe getrieben; Lichtfunken und Feuerstrahlen sprangen vor ihren Augen umher, alles drehte sich mit ihr im Kreise. — Zitternd weckte sie ihren Mann, und als dieser aufsprang mit dem Ruf: Himmel, was ist dir? was hast du? Frau! sagte sie mit tonloser Stimme: Ach, geschwind, geschwind hilf mir! Luft! Luft! oder ich vergehe! Luft! Luft!

Der Mann, ganz entsetzt, half seiner Frau von dem Bette und setzte sie auf einen Stuhl; aber sie schrie, auf das Fenster zeigend: Oeffne es! um Gottes willen, ich erstícke! Das Blut! Der Tod!

Standel riß das Fenster auf. Das Unwetter drang mit Gewalt in's Zimmer, der Wind heulte seinen schauerlichen Gesang um die Sterbende, der Schnee flog auf ihre brennende Stirn . . . Endlich sprach sie mit matter Stimme:

Es hilft nicht! Der Tod ist da! Ein Priester, ein

Priester, daß ich nicht ohne Beichte sterbe. Ach, um Himmels willen, schnell ein Priester.

Standel wußte vor Schreck und Angst nicht, was zu thun. Verzweifelt lief er zur Treppe und rief dem Mädchen, sie solle herunter kommen. Dann kehrte er wieder zu seiner Frau zurück, wusch ihr die Stirn mit Essig und Wasser, und schickte das Mädchen dann eilends zum Arzt und Pfarrer. —

Frau Standel lag immer noch da, ein Schlagfluß hatte sie getroffen. Sie schien schon des Lebens beraubt, nur das Röcheln in ihrer Kehle bewies, daß sie nicht todt war. Ihre Lippen waren blau, die Augen geschlossen, der Kopf hing schlaff auf ihr Schulter herab. Da trat der Priester in das Zimmer. — Als ob die Gegenwart des Richters aller Menschen sie erschaudern machte, schreckte sie krampfhaft zusammen und rief mit schneidender Stimme: Hensmanns! Hensmanns!

Der Priester trat zu ihr: er fand eine Leiche! Der Engel des Todes führte die Seele des Kindchens und die Seele der Frau vor Gottes Richterstuhl.

Des folgenden Tages um Mittag kam ein unbekannter Mann zu Hensmanns Wohnung und gab der Frau, die unten wohnte, ein versiegeltes Paquetchen für Wilhelm. Als dieser es öffnete, fand er ein Stück Kattun darin und mitten in demselben ein Papier mit fünf goldenen Napoleons. Wer mochte einen solchen Schatz ihm spenden? Vielleicht Karl Moerens? oder Klara? Wilhelm konnte es nicht begreifen, die Summe war zu groß, und er hatte auf Erden keine andere Freunde.

Von wem aber das Geld auch kommen mochte, der Jüngling nahm es mit Dankbarkeit an; es war ihm ein Trost in seinem Unglück. — Er konnte nun ein Blumenkränzchen *) kaufen zum Begräbniß Threschen und eine Messe lesen lassen für ihre arme Seele. —

*) Die Kinder werden in Brabant mit einer Krone von gemachten Blumen, und so viel möglich gekleidet, wie man die Engel im Himmel sich vorstellt, begraben. Etwas trostreiches und erhebendes liegt in dieser einfachen schönen Volkssitte.

XXI.

Gleich als wäre das arme Threschen ein Sühnopfer gewesen, so veränderte sich plötzlich das Loos der Hensmannschen Familie nach dem Tode des Kindes. In Rücksicht auf ihre frühere Armuth waren sie nun reich; denn nach fünf Monaten waren ihnen noch zwei Napoleons übrig.

Das kam daher, daß Wilhelm jetzt die Rechnungsbücher für ein kleines Handlungshaus führte, und für zwei Stunden täglicher Arbeit vierhundert Franks als Jahrgehalt bezog. Nun fehlte ihm nichts mehr; Wilhelm konnte jede Woche seinen Vater besuchen; die Erlaubniß dazu war ihm in einem versiegelten Briefe zugekommen, ohne daß er wußte, durch wessen Vermittelung ihm diese außergewöhnliche Begünstigung zu Theil ward. Aber was ihn am meisten erfreute, war, daß seine Mutter nicht allein ihre vorige Gesundheit wieder erlangt hatte, sondern auch allmählig mehr Verstand wieder bekam. Er hatte mit Recht gefürchtet, seine unglückliche Mutter würde durch den Tod ihres angebeteten Threschens völlig ihres Verstandes beraubt worden sein, um so mehr, als sie in den ersten Tagen nach dem Tode des Kindes, ihm noch einen besonderen Anlaß dazu gab. Wilhelm hatte nämlich, um sie so viel als möglich vor traurigen Erinnerungen zu bewahren, die Kleider und sonstigen Sachen Threschens auf dem Boden unter seinem Bette verborgen; als er aber wieder zu Hause kam, sah er die Schühchen des Kindes unter dem Kruzifix hängen, und die Mutter knieete davor, und betete den Rosenkranz. Im Laufe des Tages nahm er die Schühchen wieder weg; doch als die Mutter dies bemerkte, lief sie laut weinend in der Kammer und auf dem Boden umher, und überließ sich einem

solchen Ausbruch der Verzweiflung, daß Wilhelm sich gezwungen sah, dieselben wieder unter das Kruzifix zu hängen.

Von der Zeit an sprach die Frau nicht mehr von Threschen; sie war guter Dinge, und genoß in stiller Freude des Wohlstandes, den ihr Sohn durch seine Arbeit ihr und ihrer Ursula verschaffte.

Wilhelm war äußerst erstaunt über diese rasche Veränderung seiner Lage: ein geheimer Beschützer schien über ihm zu wachen, und immer wirksam zu sein, um ihn vor fernerm Ungemach zu bewahren. So hatte er sich nicht selbst angeboten, um die Rechnungsbücher für das Handlungshaus zu führen; man war zu ihm gekommen, und hatte ihn, so zu sagen, gebeten, diese Arbeit zu übernehmen. Wie sehr er sich auch hin und her besann, er konnte nicht begreifen, wie man ihn, den Sohn von Lambert Hensmanns, hatte aufsuchen können, um ihm solche Vertrauens-Geschäfte aufzutragen. Man wollte ihm also nicht blos Trost verschaffen durch Geldunterstützung, sondern auch durch Beweise von Achtung. Wer konnte der Wohlthäter sein? Klara? — Ihr Vater hatte ihr wohl gestattet, der Hensmannschen Familie beizustehen und zu helfen, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr zu ihnen ins Haus gehen sollte, aber so viel vermochte sie nicht. — Es waren noch andere Gründe, die Wilhelm vermuthen ließen, daß er einen geheimen Wohlthäter habe. Einige Tage später kam ein Advokat zu ihm, und ließ ihn eine Bittschrift unterzeichnen, worin für seinen Vater um Begnadigung gebeten ward. Der Advokat sagte ihm, die Umstände seien sehr günstig; die verbündeten Mächte hätten die Franzosen vertrieben, und die Niederlande zu einem Königreiche vereinigt unter Wilhelm Prinzen von Oranien. Binnen einigen Tagen werde die feierliche Besitznahme stattfinden, und er wolle diesen Tag benutzen zur Ueberreichung der Bittschrift, ja er wolle selbst hinreisen zu dem Aufenthaltsorte des Prinzen, um dort Fürsprecher zu suchen.

Als Wilhelm ganz verwundert frug, ob die Kosten dieser Reise sich nicht zu hoch belaufen würden, hatte der Advokat ihn verlassen, mit den Worten: darüber machet Euch keine Sorge, ich bin schon bezahlt.

Wenn nun Wilhelm den Worten des Advokaten auch nicht ganz viel Zutrauen schenkte, so gaben sie doch einer neuen Hoffnung Raum, und das war schon genug des Glückes.

Ungefähr um dieselbe Zeit saß Herr Standel eines Tages an einem offenen Fenster, das nach seinem Hofraum ging. — Die kühle, frische Abendluft, das lachende grüne Laub, alles in der jungen Natur goß einem Trost und Leben in das Herz, und trotz dem saß Herr Standel da, die Augen auf den Boden gesenkt, und so regungslos, wie jemand, der in tiefen Schlaf versunken ist. Hätte man ihn so sehen können, man würde beim ersten Anblick errathen haben, daß ein geheimer, schrecklicher Schmerz ihn folterte, und eine tiefe Reue still, doch unermüdet an seinem Herzen nagte. — Herr Standel, der im vergangenen Jahre alle Spuren eines gemächlichen Lebens auf seinem Gesichte trug, er war nun mager und kränkelnd, sein Gesicht war blaß, seine Wangen ausgehölt, und alle seine Bewegungen langsam und träge.

Der plötzliche Tod seiner Frau und der Name Hensmanns, der als ein Schrei der Verzweiflung von ihren sterbenden Lippen ertönte, hatten ihm auf einmal die Binde von den Augen gerissen, und ihm die ganze Abscheulichkeit seines Betragens gegen Hensmanns gezeigt. Als er nun die böse Gefährtin seines Lebens verloren hatte, war er ohne Vertheidigung der angeborenen Schwäche seines Gemüthes überliefert. Er ward von allerlei Einbildungen verfolgt, und war überzeugt, daß seine Frau unfehlbar zur Hölle verdammt sei, und nun für ewig büßen müsse für den Antheil, den sie an der ungerechten Anklage genommen. In seinen Träumen sah er sie umringt von höllischen Geistern; er hörte ihre klagende Stimme aus der Flamme ertönen, und ihn mit dem Zorne Gottes bedrohen. So hatte er Tag und Nacht keine Ruhe, und fühlte beständig das Nagen des unerbittlichen Gewissenswurms; sein Leib schwand hin unter dem Drucke seines Geistes, und die geheime Qual hatte ihn bereits so erschöpft, daß die Dienstbothen und Nachbaren nicht daran zweifelten, er werde bald an der Schwindsucht sterben. —

Ach Herr Standel hätte die Hälfte seines Vermögens darum gegeben, wenn er Hensmanns aus dem Gefängniß hätte befreien können; aber wie es anfangen? Sollte er vor der ganzen Welt erklären, er habe das Gericht betrogen, um einen unglücklichen Vater, der vielleicht ehrlich und unschuldig war — an den Pranger zu bringen? Darüber hatte er nun schon monatelang mit sich selbst den schrecklichsten Kampf zu bestehen, ohne einen Entschluß fassen zu können. Hätte er auch bekannt gemacht, welche Mittel er gebraucht hatte, um Hensmanns des Diebstahls zu überführen, so wäre dadurch doch die Unschuld desselben nicht bewiesen. Standel hielt sich auch noch immer überzeugt, daß Hensmanns wirklich der Dieb gewesen, der ihn bestohlen.

Verfolgt, wie er war durch sein erwachtes und rastloses Gewissen, hatte er aber keine Ruhe, und je näher er den Tod vor sich sah, desto mehr strengte er seinen Geist an, um Mittel zur Befreiung Hensmanns und zur Linderung der Noth seiner Angehörigen aufzufinden. Letzteres hatte er zwar durch sein Geld erreicht: aber in seinen Bemühungen, die Begnadigung Hensmanns auszuwirken, war er noch nicht glücklich gewesen, ja die letzte Hoffnung auf einen guten Erfolg war ihm durch eine entschiedene Weigerung benommen.

So saß er denn da wieder am Fenster, und dachte an seine verstorbene Frau und an Hensmanns in seinem Gefängnisse. Vielleicht war er in Begriff, den Entschluß zu fassen zur öffentlichen Bekanntmachung seiner falschen Beschuldigung; denn nachdem er lange unbeweglich da gesessen hatte, stand er auf einmal rasch auf, und rief:

Wohlan! so sei es denn! Vielleicht errett' ich noch die Seele meiner Frau! Vielleicht find ich dann noch Ruh. Ich will fliehen, und fern von hier mein Leben beschließen. Er wollte sich fertig machen, um auszugehen; aber in dem Augenblicke klingelte es an der Hausthür, und die Dienstmagd brachte ihm einen Brief.

Sobald Standel das Papier entfaltet hatte, und die Unterschrift sah, wurde er ganz überrascht, und zitterte vor Erwartung. Der Brief kam aus Brüssel von dem Advo-

katen, der ihn gegen Hensmanns vertreten hatte. Was mochte er zu schreiben haben? Hört! Herr Standel lies't mit leiser Stimme:

Mein Herr!

Gestern ward hier ein Galeerensträfling, mit Namen Loberg, durch den Gerichtshof zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, wegen Diebstahls mit Einbruch und versuchten Mordes. Nach der Veröffentlichung des Urtheils frug er den Vorsitzer, ob er eine Eröffnung machen dürfe. Als er die Erlaubniß erhielt, sprach er folgende Worte: Ich bin ein Dieb und ein schlechter Mensch, das ist wahr; ich habe meine Strafe verdient; aber ich möchte doch nicht, daß unschuldige Menschen für mich leiden. In Vilvoorden ist ein gewisser Lambert Hensmanns eingesperrt, der verurtheilt ist zu fünf Jahren Zwangs-Arbeit und einem Brandmal, aus Anlaß eines Diebstahls, der vor anderthalb Jahren bei Herrn Standel auf dem Eiermarkt zu Antwerpen verübt wurde. Den Diebstahl habe ich begangen, Hensmanns ist unschuldig. Zum Beweise der Wahrheit meiner Aussage bin ich bereit anzugeben, wo noch ein Theil der gestohlenen Sachen befindlich, und wo das Uebrige geblieben ist.

Dieser Loberg hat denn in der That unwiderleglich bewiesen, daß er allein den Diebstahl in Eurer Wohnung begangen hat. Auf mein Betreiben hat man die Sache mit der äußersten Schnelligkeit untersucht, und heut ist der Befehl zur Entlassung nach Vilvoorden abgegangen, durch einen reitenden Boten, dem ich mein bestes Pferd gegeben habe. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, ist Hensmanns wohl schon auf freien Füßen und nach Antwerpen unterwegs.

Mein Herr! als Ihr mir auftrugt in Eurer Sache gegen Hensmanns aufzutreten, waret Ihr überzeugt von der Richtigkeit Eures Verdachts und leugnetet, ihm dies Bekenntniß seines Verbrechens abgezwungen zu haben; ich will glauben, daß es so war, obschon ich Gründe hätte, das Gegentheil zu vermuthen. Wie dem auch sei, ich beabsichtige nicht Euch Verweise, sondern nur einen Rath zu geben.

Bedenkt, daß Lambert Hensmanns gebrandmarkt ist; seine Familie ist wahrscheinlich an den Bettelstab gebracht. Ihr seid reich, und könnet wenigstens zum Theil das Unrecht wieder gut machen, das Ihr ihm angethan habt. Bedenkt, daß die ganze Welt sich gegen Euch erheben wird, und daß es nur ein Mittel gibt, den Haß von Euch abzuwehren, und glauben zu machen, das Ihr ohne Schuld so gehandelt habt. Erhebet die Hensmanns vor aller Welt Augen aus ihrer Armuth, überhäuft sie mit Wohlthaten, und man wird überzeugt bleiben, daß Ihr einen unverschuldeten Mißgriff machtet, als Ihr ihn so heftig verfolgtet.

Und wenn Ihr in Wahrheit gethan habt, was Lambert Hensmanns vor Gericht erklärte, so denkt auch an Gott den Rächer der Unschuld, denkt an mich, den Ihr durch falsche Angaben verleitet habt, einen Unschuldigen anzuklagen.

Jedenfalls Herr Standel habe auch ich gegen Hensmanns eine Verflichtung, und wenn Ihr nicht sucht, ihm sein Unglück in Vergessenheit zu bringen, so muß ich es thun, wenngleich ich eine zahlreiche Familie habe. Aber Ihr werdet einsehen, hoffe ich, daß Euer eigenes Interesse und die Ruhe Eures Lebens es erfordern.

Mit dieser Hoffnung verbleibe ich Euer ganz ergebener

Diener

Van Maassen.

Herr Standel hatte bei Lesung des Briefes zuweilen nach Luft haschen müssen, und je weiter er las, desto mehr machte die innere Aufregung ihn erzittern. Als er geendigt hatte, schlug er die Hände vor die Augen, und fing heftig an zu weinen, während er fast unhörbar murmelte: Denk an Gott, denk an Gott!

Dann richtete er sich plötzlich auf, als hätte ein starkmüthiger Entschluß ihm neue Kraft gegeben. — Er kleidete sich rasch an, nahm einige Papiere aus einem Kistchen, und eilte wie ein Verfolgter zur Thür hinaus.

XXII.

Frau Hensmanns saß in tiefe Andacht versunken und betete ihren Rosenkranz. Neben ihr auf einem Stuhl befand sich Ursula und strickte.

Das Kind schien bange zu sein in der zunehmenden Dämmerung und warf von Zeit zu Zeit einen schüchternen Blick auf seine Mutter. — Die arme Frau hatte wirklich ihre gewohnte Ruhe nicht; ihre unstäten Augen glänzten von einem ungewöhnlichen Feuer, und so oft jemand unten im Hause sich hören ließ oder irgend ein Geräusch entstand, ward sie sichtbar aufgeregt. —

Ursula hatte nun schon lange Zeit ängstlich der steigenden Unruhe ihrer Mutter zugesehen, ohne daß sie es gewagt hatte, sie anzureden; das Kind fühlte sich so allein mit seiner Mutter, die, wie es schien, wieder ganz verwirrt im Geiste war, von großer Bangigkeit ergriffen.

Es war im Begriff aufzustehen und Licht anzuzünden, als man die Hausthür öffnen und wieder zumachen hörte.

Auf einmal sprang die Mutter auf und rief auf die Thür weisend:

Da ist er! da ist er!

Als sich aber weiter nichts hören ließ, setzte sie sich wieder, nahm ihren Rosenkranz zur Hand und sagte ganz traurig:

Noch nicht! er muß doch kommen!

Ach, liebe Mutter, sei doch ruhig, bat das Kind ängstlich. Heute kommt er nicht, Ihr wißt es ja wohl!

Heute nicht kommen? Ursula, wiederholte die Mutter: Nicht kommen!

Das Kind wagte nicht zu antworten, so sehr schüchterten

die blitzenden Augen der Mutter es ein; es setzte sich still wieder hin und nahm mit klopfendem Herzen seine Arbeit wieder zur Hand. Auf einmal wies die Frau mit dem Finger vor sich hin und sagte:

Nicht kommen? Ha, ha! Sieh dort hinten, ganz ferne auf dem Felde, da geht die Thüre los von einem großen Hause; er kommt heraus; sieh, wie freudig er lacht! Ein Engel hat ihm Fügel angethan, er fliegt wie ein Vogel über Bäume und Thürme. Fliegen geht schnell, Ursula, ach, wie schnell! Er kommt.... da ist er, sieh mal, wie er lacht, der Arme!

Lange Stille trat nach diesen Worten ein, bis die Mutter endlich ganz ruhig zu dem Kinde sagte: Ursula, steck' die Lampe an; Wilhelm wird zu Haus kommen, und du mußt deine Lektion nachlernen. Das Kind war ganz erfreut, und that, wie ihm geheißen war. Kaum hatte es sich niedergesetzt und ein kleines Lesebuch aufgeschlagen, als die Mutter wieder aufsprang und zitternd nach der Kammerthür sah; als sie aber die Stimme ihres Sohnes auf der Treppe hörte, beruhigte sie sich wieder.

In diesem Augenblicke trat Wilhelm ein, voll Freude und nichts als Glück und Liebe im Herzen. Als er von dem Kaufmann, dessen Handlungsbücher er in Ordnung hielt, zurückkehrte, war er in die Dominicaner-Kirche gegangen und auf eine Bank niedergeknieet, um für das arme Threschen und für seinen Vater zu beten. Als er so eine Viertelstunde da geknieet hatte, war es ihm auf einmal ganz unbegreiflich zu Muthe; sein Herz begann schneller zu schlagen; seine Stirn brannte. Er wußte nicht, wie ihm geschah; auf einmal schien es ihm, als wenn jemand ihm rief, und er drehte sich um. Da fiel sein Blick auf eine betende Jungfrau, die fern hinter ihm knieete und ganz selbstvergessen im Gebet versunken war. Es war Klara! Sein Herz hatte die Gegenwart des Engels gefühlt. Wilhelm wandte fast erschrocken das Gesicht ab, senkte den Kopf auf die Bank und suchte die Andacht und Ruhe seines Gemüthes wieder zurückzurufen. Beten konnte er nicht mehr; er nahm seinen Hut und wollte die Kirche verlassen; da stand er in dem Portal plötzlich vor Klara, die aus der

andern Seitenthüre trat. Sich auszuweichen war nicht möglich: Aug' und Mund mußten dem Herzen Zeugniß geben!

Der Jüngling sah verschämt und schweigend vor sich hin und blieb stehen, als ob er aus Höflichkeit zur Seite träte; aber der leise Druck einer bekannten Hand machte ihn erzittern, und er sah der Freundin in's Auge. Klara! das war Alles, was er sagen konnte. Das einzige Wort umfaßte alles, was sich von Hoffnung und Trost in seinem Busen barg. Zwei Thränen, die über die Wangen des Mädchens perlten, waren die Antwort. Gewiß hätten sie noch lange so da gestanden, wären sie nicht durch Andere gestört worden. Klara drückte ihm noch einmal die Hand, und guten Tag Wilhelm, guten Tag Klara! klang es fast unhörbar im Portal. —

Als Wilhelm sich allein fand, blieb er noch eine Zeitlang seiner ganz unbewußt stehen. Es schien ihm alles nur ein Traum gewesen zu sein; aber bald klopfte sein Herz wieder frei, und mit Entzücken gedachte er der Begegnung Klara's. — Da blinkten noch vor ihm zwei blitzende Diamanten, die ihm sagten: ich liebe dich noch; ich kam hierher, für dich zu beten, sei getrost!

Mit freudestrahlendem Gesichte eilte er nach Hause, um seine Mutter an seiner Freude Theil nehmen zu lassen. Von Klara wollte er ihr nichts sagen; aber noch ein anderes Glück war ihm widerfahren, das sie gewiß froh machen mußte.

Er stieß die Thür auf und flog seiner Mutter um den Hals, mit den Worten: Gutes Neues! Ich habe gute Neuigkeiten!

Gutes Neues! wiederholte die Frau, hast du ihn auch gesehen?

Wilhelm besann sich, daß seine Mutter ihn vielleicht nicht verstand. Er beruhigte sich, nahm sie feierlich bei der Hand, setzte sich neben sie und sprach, indem er zärtlich die Hand über ihre Schulter legte:

Liebe Mutter, soll ich dir mal etwas sagen, was dich recht erfreuen wird?

Ja, Kind? antwortete die Mutter neugierig.

Höre Mutter! Der Kaufmann, dessen Bücher ich führe,

hat mir gesagt, ich solle sechshundert Franks jährlich haben; hörst du, liebe Mutter, das sind zweihundert Franks mehr. —

Zweihundert Franks mehr, murmelte die Frau vor sich hin; ach Herr, das ist doch viel.

Ja, versetzte Wilhelm, gewiß ist das viel. Jetzt verdiene ich schon monatlich fünfzig Franks, außer dem, was ich für meine Gedichte bekomme. Nun können wir doch recht ruhig leben, liebe Mutter, nicht wahr? Und sei nur zufrieden, du auch Ursula, zum Sonntag kaufe ich Euch jeder ein neues Kleid.

Er küßte seine Mutter zärtlich und sah ihr in die Augen, als fürchte er, sie habe ihn nicht verstanden. — Seine Vermuthung schien in der That gegründet, denn die Frau schwieg. Nach kurzer Pause seufzte sie:

Wie lange wirst du denn noch unter den Dachpfannen schlafen müssen?

Da stellte sich Ursula vor die Mutter hin, und sagte bittend:

Ach Mutter, laß mein Bettchen auf den Boden setzen, ich bin nicht bange und will wohl allein da schlafen. —

Ach, seid doch nur ruhig, alle beide, fiel Wilhelm mit fröhlicher Ungeduld dem Kinde in die Rede. Es soll niemand mehr unter den Pfannen schlafen. Ursula, laß Mutter nur mal hören. Ich habe nun zweihundert Franks mehr, siehst du, Mutter! damit läßt sich noch etwas thun. Was meinst du, wenn wir das ganze Haus wieder miethen und unten wohnen könnten, daß du und Ursula nicht immer das Wasser so nach oben schleppen müßtet; daß ihr unten in der großen schönen Kammer mit eurer Arbeit wieder am Fenster sitzen und sehen könntet, was vorbeigeht. — Was würdest du dazu sagen? He!

Ein Lächeln schwebte über das Gesicht der Frau, sie rief mit erhobenen Händen:

O Gott! Ursula, das würde schön sein!

Das Kind sprang von seinem Stuhle auf und küßte die Mutter, ganz außer sich vor Freude.

Ihr müßt nicht glauben, daß ich es zum Scherz sage, fuhr Wilhelm fort; die Leute unten ziehen übermorgen aus;

ich bin bei dem Hausherrn gewesen. Ich hab's gemiethet, Mutter! das ganze Haus hab' ich gemiethet.

Die Mutter schien diesmal ganz gut zu begreifen und sprach erfreuet:

Ach, das ist ja eine gute Neuigkeit. Dann schläft Wilhelm auf der schönen Aufkammer, und ich mache neue Gardinen an sein Bett. Ursula's Bett kömmt hier auf dies Kämmerchen, und ich mit Vater wir schlafen wieder unten. Gerade so wie früher! Ach Gott, was wird Vater froh sein! Kinder, was wird er sich freuen!

Wilhelm hörte immer mit Betrübniß, daß der Geist seiner Mutter noch nicht ganz wieder hergestellt sei. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, sagte er zu seinem Schwesterchen: Komm, Ursula, sage deine Lection her, und zeige mir deine Schrift!

Aber die Mutter faßte ihn bei der Hand, und sagte ihm mit ganz auffallendem Tone:

Die Menschen sagen wohl, ich sei närrisch, Wilhelm; das ist aber nicht so, mein Kind.

Wilhelm sah seine Mutter ganz bestürzt an, und schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Sie fuhr fort:

Ja wohl, sie heißen mich die Närrin, und wollen mir weiß machen, Vater komme nicht wieder. He, he! er komme nicht wieder! Aber sieh nur da, da fliegt er!

Auf einmal hörte man die Hausthür sich öffnen, und unten im Hause ein Gewirr von Stimmen, als wenn etwas außerordentliches geschehe.

Er ist es! Er ist es! rief die Frau, mit Begeisterung aufspringend.

Wilhelm und Ursula standen mit klopfendem Herzen und vor Angst zitternd, sie wußten selbst nicht warum.

Die Thür öffnete sich und der dreifache Schrei: Vater! Vater! Lambert! Lambert! hallt durch die Kammer; Mutter und Kinder hangen dem Eingetretenen am Halse, und eine geraume Zeit vergeht, ehe etwas Verständliches zwischen den Küssen und dem Jubelgeschrei zu vernehmen ist.

Hensmanns drückt seine Frau gegen die Brust und küßt ihr die Thränen von den Wangen. Ach, er sieht sie wieder, die treue Gefährtin seines Lebens, die arme Schwach-

sinnige, die aus Liebe zu ihm den Verstand verlor! Auch Wilhelm hat er an sein Herz geschlossen, seinen einzigen, seinen erstgebornen, seinen edlen Sohn. Und die kleine Ursula, die an seinem Rücken hinaufklettert, weil sie sonst ihn nicht küssen kann. Er erzählt, wie seine Unschuld erkannt, und seine Ketten für immer gefallen sind. Thränen der Freude werden geweint, und lauter Dank steigt zu Gott empor.

O wohl ein seliger Augenblick für dich, Lambert Hensmanns. Zweifle nicht an deinem Glücke! Ja, es ist der Kuß deines Sohnes, der auf deiner Stirn brennt; es ist die Hand deiner Frau, die in der deinen zittert; es ist die Stimme deiner Ursula, die dir zuruft: Lieb Väterchen!

Aber warum richtest du dein Auge so starr auf das kleine Stühlchen dort? Es sind nicht blos Thränen der Freude, die über dein Angesicht herabfließen; du fühlst, daß ein Platz in deinem Herzen leer bleibt. Threschen, nicht wahr? das arme Threschen.

Wilhelm sah den Schatten der Trauer sich auf das Gesicht seines Vaters lagern. Wie sehr auch die Abwesenheit des gestorbenen Schwesterchens seine Freude zu vermindern strebte, er riß sich mit Gewalt los von dieser traurigen Erinnerung und warf sich nochmals ungestüm seinem Vater um den Hals, während er ausrief: Frei? frei? mein Vater frei? o Gott, ich kann es nicht glauben! Klara, o Klara!

Du gehst doch nicht wieder ins Gefängniß? lieb Väterchen, frug Ursula.

Frei! wiederholte Wilhelm. Frei und unschuldig erklärt! hast du es verstanden, Mutter! Ach, wie lang wird mir die Nacht werden; morgen geh ich den ganzen Tag mit dir durch die Stadt, Vater, dann kann ich mal wieder frei aufsehen, dich zeigen mit Stolz .... Oh! so soll der frohe Tag doch noch nicht endigen; wir sind reich, Vater; wir müssen noch ein Fest haben heut, Vater! Wir können doch nicht schlafen.

Er stand auf, und gab Ursula ein Geldstück mit den Worten: Geh, Ursula, hole zwei Flaschen Wein, dort an der Ecke, und sage es nur an Jedermann, daß Vater wieder da ist.

Das Kind sprang fort wie ein Reh, und flog jubelnd zur Thür hinaus. — Schnell räumte Wilhelm die Bücher seiner Schwester vom Tische, und steckte eine größere Lampe an, um der Kammer ein festliches Ansehen zu geben. Er sah ganz stolz aus und ging mit strahlenden Blicken in der Kammer auf und ab, als wäre der kleine Raum für ihn auf einmal zu enge geworden. Dabei murmelte er lauter unverständliche Worte und lachte laut dazwischen. Das Feuer der Poesie war wieder bei ihm eingekehrt und er machte gewiß Verse auf die frohe Rückkehr seines Vaters; auf einmal sprach er dann mit ruhiger Stimme: Dem guten Gott zum Dank steig unser Freudenruf vereint zum Himmel auf! Der Vater ist zurück! Glückselige Stunde! Gläser, Gläser....

Während Wilhelm sich so bemühete, sein Gedicht zu Stande zu bringen und alles zu dem Fest in Bereitschaft setzte, starrte Hensmanns liebevoll doch mit ängstlicher Besorgniß seiner Frau ins Gesicht, die neben ihm saß, und ihn mit Thränen in den Augen anblickte: Liebe Anna! seufzete er, ich sehe dich wieder; ich hätte nicht gedacht, daß ich so glücklich sein könnte. Du bist sehr krank gewesen, nicht wahr?

Krank? ja, antwortete die Frau, aber ich wußte doch wohl, daß du zurückkommen würdest. Wilhelm wollte mir nicht glauben, und die Menschen lachten mich aus; sie sagten, ich sei närrisch. Aber ich konnte nichts daran machen. Du siehst wohl, daß ich mich nicht täuschte. Gott selbst hat mir das Gefühl eingegeben.

Die Worte und der Ton, worin sie gesprochen wurden, mußten Hensmanns unsäglich erfreuet haben, denn er schlang seine Arme wieder um den Hals seiner Frau und drückte sie unter Freudenthränen an sein Herz. O Gott! seine theure Anna, seine liebe Frau, war nicht wahnsinnig! Er glaubte es wenigstens, und in dieser beseligenden Zuversicht erhob er nun seine Hände dankend zu Gott empor.

Da kehrte Ursula zurück mit zwei Flaschen Wein, die sie Wilhelm übergab, der schon ein weißes Tuch über den Tisch gebreitet und Gläser darauf gesetzt hatte. Die Eltern kamen fröhlich näher mit ihren Stühlen und nahmen ihr Glas in die Hand. — Wilhelm hob das seine begeistert

in die Höhe, und wollte gerade seinen Spruch beginnen, als auf einmal die Thüre des Hauses geöffnet ward, und eine Frauenstimme vom Gange her ertönte.

Klara! Klara! rief Wilhelm ganz ergriffen, und das junge Mädchen eilte voll Freude weinend ins Zimmer, fiel vor dem Stuhle Hensmanns auf ihre Kniee nieder, und schlang die Arme um seinen Hals. — Vater! Vater! rief sie aus, Ihr seid frei, unschuldig! o Gott sei gepriesen, daß wir Euch wiedersehen. — Dann ließ sie ihn los, küßte auch die Mutter, und sprang auf, indem sie wie außer sich vor Freude Wilhelm ansah, der ganz betäubt sich am Tische festhielt, und zitterte, daß die Gläser klirrten. — Sie trat einen Schritt näher zu ihm und öffnete die Arme. Dann blieb sie stehen, — doch sie konnte sich nicht länger halten, und mit dem Rufe: Wilhelm! Wilhelm! fiel sie ihm um den Hals.

Es war ein feierlicher, ein heiliger Augenblick, als der Vater aufstand und sich mit erhobenen Händen vor dem Kruzifix niederwarf. Während die Mutter Klara und Wilhelm sprachlos in ihre Arme schloß, knieete Ursula neben ihrem Vater nieder und betete: Vater unser, der du bist in dem Himmel; geheiligt werde dein Name!

Einige Augenblicke nachher saßen alle am Tische und tranken den Wein der Freude. Wilhelm hatte seinen Spruch vergessen; da vor ihm saß Klara, die von Zeit zu Zeit ihr schwarzes Auge zu ihm erhob und dann beschämt wieder niederschlug; der Blick des Mädchens sprach eine rührende Sprache, voll Hoffnung, voll einer ganzen Zukunft. Wilhelm schien bisweilen ganz zerstreut an etwas zu denken; es war als wenn ihm eine geheime Stimme zuredete; an seiner Steite stand wieder der Engel seiner Träume, der ihm zuflüsterte:

Daß du umringt dich sähst von Enkeln schön und flück,
Die alle rund um dich die Händchen hoch erhöben
Und riefen: Lang', noch lang' mög' uns Lambertus leben!

Unter frohen Gesprächen verging ihnen nun die Zeit; es wurden frohe Pläne für die Zukunft gemacht, überlegt, wie die Kammer unten wieder ausgeziert werden sollte, welche Blumen auf die Fensterbank, welche Singvögel vor

dem Hausgiebel angeschafft werden sollten, mit einem Worte, wie man die verlornen Freuden wieder nachholen wollte. Da kam Jemand von unten herauf und meldete, daß ein alter Herr Wilhelm allein sprechen wolle.

Laßt ihn nach oben kommen, antwortete dieser, er sei willkommen!

Als die Thür sich öffnete und der alte Herr eintrat, sprangen alle mit einem Schrei des Entsetzens vom Tische auf. Der Fremde blieb an dem Eingange stehen und beugte sich tief, wie Jemand der vor seinem Richter erscheint und sein Urtheil erwartet.

Wilhelm war todtblaß geworden, seine Lippen bebten, seine Augen schossen Pfeile auf den alten Mann. Endlich brach er los und rief mit ausgestreckter Hand: Fort, fort von hier, höllischer Geist! Ha, auch Ihr habt erfahren, daß mein Vater unschuldig erklärt ist? Auch Ihr, Schlange! das ließ Euch wohl keine Ruh', Bösewicht der Ihr seid! Ihr mußtet herkommen, unsere Freude zu stören, die Luft unserer Wohnung zu verpesten und als ein Unglücksgespenst zu erscheinen, um die Beute zu sehen, die Euch entwischt ist. Fort von hier, Teufel! Fort!

Herr Standel bebte wie ein Rohr unter den Verwünschungen des Jünglings. Er lehnte sich mit der Hand gegen die Mauer und so, das Gesicht halb abgewendet, fing er an, laut zu weinen.—Niemand sprach, Entsetzen zeigte sich auf allen Gesichtern; nur die kleine Ursula fing beim Anblick des schluchzenden Mannes, den sie vielleicht nicht kannte, vor Mitleid mit zu weinen an, und ehe Jemand sie zurückhalten konnte, hatte sie den Mann bei der Hand gefaßt, um ihn nach dem Tische zu ziehen. Doch das Kind verstummte bei dem donnernden Rufe Wilhelms: Fort! fort! Ursula laß los! Laß los die Hand und wasche das Gift von deinen Fingern! Flieh von ihm, oder ich verwünsche dich, Schwester! Und Ihr unverschämter Bösewicht, fort aus meinen Augen!

Ursula hatte die Hand Standels losgelassen, war aber bei ihm stehen geblieben und sah den Greis mitleidig an. Es war, als wenn dieser daraus Muth schöpfte, denn er hob die Hände flehend auf und sprach: Ach lieben Freunde, um Gottes willen laßt mich ein paar Worte sagen!

Freunde? murrte Wilhelm. Er lästert Gott! Fort, sage ich Euch!

Es war klar, daß Standel etwas Wichtiges zu sagen hatte, sonst hätte er nicht gewagt, Wilhelms Zorn zu trotzen und sich auf einen Stuhl niederzulassen. — Klara trat zu Wilhelm, legte ihren Arm auf seine Schulter und zwang ihn so zur Ruhe.

Standel flehete nun mit Thränen in den Augen den Vater an: Gnade! Gnade! Hensmanns! Vergebt einem sterbenden Greise das Böse, das er Euch gethan .... Ach, alle Schmerzen der Hölle durchwühlen mein Inneres, der Wurm der Reue nagt schrecklich an meinem Herzen. Ich fühle es, für mich gibt es keine Ruhe auf Erden, keine Seligkeit im Himmel mehr. Seht mich an, die Folter meines quälenden Gewissens hat meine Wangen ausgehölt und meine Gebeine ausgedörrt; jede Nacht steht der Tod drohend an meinem Bette, ich muß sterben, sterben in Verzweiflung, und vor dem Richterstuhle des Herrn erscheinen, beladen mit dem ganzen Gewicht meiner Bosheit und Eurer gerechten Rache. Wollt Ihr mich so sterben lassen, Hensmanns?

Ich verfluche Euch! schrie Wilhelm ihm zu. Der Alte beugte sein Haupt und sagte: Ihr verflucht mich, ja Ihr habt Recht, junger Mann; ich war es, der Euren Vater aufs Schaffot brachte und die Schande Euch auflud. Ach, ich fühle es, ich kann vor Euch keine Gnade finden. Belastet mich mit Eurem Haß, mit Eurem tödtenden Fluch! ich habe es verdient. Aber muß ich dann sterben, ohne daß Ihr mir vergeben habt, so weigert mir doch nicht die letzte Gunst, die ich mit gefaltenen Händen von Eurer Barmherzigkeit erflehe.

Mit diesen Worten langte Herr Standel eine Brieftasche hervor und legte sie auf den Tisch.

Seit fünf Monaten, fuhr er dann fort, habe ich gesucht, mein Verbrechen wieder gut zu machen; ich habe über Eure Familie gewacht und ihr Wohl und Eure Befreiung mir als einziges Ziel meines Lebens vorgesteckt. Ihr verflucht mich; der einzigen Hoffnung, die mir übrig blieb, muß ich entsagen. — es ist gerecht! Genießet denn in Frieden, was ich Euch hier anbiete, und wenn es möglich ist, gedenkt meiner in Eurem Gebete! Ich werde sterben, ohne Vergebung! Lebt wohl! lebt wohl!

Herr Standel stand auf und wollte sich nach der Thür wenden. Aber Wilhelm riß sich aus Klara's Armen los und rief drohend: Halt! Bleibt stehen! — Dann öffnete er in fieberhafter Aufregung die Brieftasche und entfaltete die Papiere, die er darin fand. Mit spottendem Gelächter rief er aus: Ein Testament? Er vermacht uns seinen Reichthum? Die Hälfte seiner Einkünfte, so lange er noch lebt? Ach, welch' höllische Spötterei!

Um der Liebe Gottes willen nehmt es an! rief der Greis, sich vor Wilhelm auf die Kniee werfend. Ach, nehmt es an! weigert mir diese einzige Gunst nicht!

Wilhelm stieß ihn wüthend von sich, warf die Brieftasche zu Boden und trat sie mit Füßen.

O der Schande! rief er. Ihr wagt es, uns Geld anzubieten! Wollt Ihr uns das Blut unsers Vaters abkaufen, Bösewicht? Ist es die Seele meiner Schwester, die Ihr haben wollt, Teufel? Fort! Fort mit Euch!

Gnade! Gnade! rief Standel, während er Wilhelms Füße umschlang. Ach! seid nicht unbarmherziger als Gott selbst. Hindert mich nicht, Euch Gutes zu thun! Nehmt es an! Nehmt es an!

Lambert Hensmanns starrte mit klopfendem Herzen dies Schauspiel an; Thränen des Mitleids entfielen ihm für den Mann, der ihn verfolgt und ins Elend gestürzt hatte. Bis dahin hatte die Wuth Wilhelms ihn an seinen Stuhl gefesselt: aber als er nun sah, daß Herr Standel sein greises Haupt bis zu den Füßen seines Sohnes beugte, konnte er nicht mehr widerstehen. Er ging langsam auf Standel zu, hob ihn vom Boden auf, küßte ihn schweigend auf den Mund und sagte: Ich vergebe Euch, Herr Standel. Verlaßt uns und geht in Frieden!

Bei diesem Anblick riß Wilhelm sich die Haare aus dem Kopf und rief verzweifelt aus: Unglückselige Stunde! Ach, Vater! nehmt Ihr denn den Preis der Schande an? Den Preis des Todes von Threschen!

Ich nehme nichts an, antwortete der Vater mit Ruhe. Wir wollen arbeiten, mein Sohn, und unser Brod wie zuvor im Schweiße unseres Angesichts verzehren. Aber Gott hat mich heute zurückgeführt zu allem, was ich liebe; er hat mich überhäuft mit Seligkeit Dieser Mann hat mir Leid angethan, ich weiß es, unaussprechliches Leid! Er soll doch nicht umsonst im heiligen Namen unsers Herrn um Vergebung gefleht haben am Tage meiner Rückkunft. Ich verzeihe ihm aus Grund meines Herzens; und auch du, Wilhelm, sollst ihm verzeihen, ehe er von hier geht.

Ich? schrie Wilhelm? ich? Ach Ihr, Ihr könnt es thun; ich nicht! Ich hab' einen Vater zu rächen; ich muß ihn strafen, ihn, der Euch an den Schandpfahl brachte. Verflucht muß er sein, verflucht auf immer!

Der alte Mann warf sich aufs neue flehend dem unerbittlichen Jüngling zu Füßen. Die Mutter, Klara und Ursula, selbst der Vater baten ihn für den Greis um Verzeihung. Es dauerte lange, ehe Wilhelm aufhörte zu rufen: Nein, nein! laßt mich in Ruh'! Weg mit der Schlange!

Endlich erweichte er unter dem Bitten der Mutter und Klara's. Er faßte in fieberischer Aufregung Standels Hand und sagte mit abgewandtem Gesichte:

Wohlan! ich vergebe Euch in Gottes Namen!

Ein Freudenschrei rang sich los aus Standels Brust; er eilte zur Thür hinaus, als fürchte er noch einen Widerruf. Von der Treppe noch rief er Hensmanns mit tiefgerührter Stimme zu:

Ach, habt Dank! habt Dank! Gott wird es Euch lohnen!

XXIII.

Fragst du nun, lieber Leser, was diese Erzählung mit dem Auftritt, dem ich durch das Fensterchen des baufälligen Häuschens zusah, gemein hat? Du hast es ohne Zweifel schon errathen, und weißt, daß in der schauerlichen Nacht niemand anders als Wilhelm Hensmanns, seine Frau Klara und sein Freund Karl in dem Häuschen sich befanden. Ich muß dir doch sagen, was sie da thaten, nicht wahr? Wenige Worte werden dazu genügen.

Herr Standel starb nicht lange nachher und vermachte all' sein Hab und Gut an Hensmanns, der ihm noch auf dem Todesbett hatte geloben müssen, es anzunehmen. So wurden die Hensmanns reich und ließen sich auf einem einsamen Dorfe zwischen Antwerpen und Mecheln nieder.

Karl Moerens bekam nicht lange nachher von der Pariser Fakultät sein Diplom als Doctor. Statt nach Diest zu gehen, wie seine alte Tante vorhatte, zog er in das Dorf zu seinem Freunde und wohnte mit ihm unter einem Dache. Was er in seinem Briefe Wilhelm prophezeiet hatte, ging beinahe vollständig in Erfüllung.

Die Mutter bekam ihren Verstand zurück, der Vater erlebte noch frohe Tage, und Wilhelm heirathtete seine edelmüthige Freundin; nur Karl hatte noch kein Frauenherz gefunden, was in ihm den Wunsch einer Verbindung erregt hatte. Vielleicht machte das grenzenlose Freundschaftsgefühl, das ihn beseelte, ihn unempfänglich für eine weniger uneigennützige Liebe.

Hensmanns kauften das baufällige Häuschen, und es blieb seit der Zeit unbewohnt und völlig in dem Stande, worin es war, als sie es verließen.

Um ein feierliches Gelübde zu erfüllen, kamen alle Glieder der Familie jedes Jahr im Monat September am Abend vor St. Lambertus-Tag dort zusammen, um den Namenstag des Vaters zu feiern, und blieben da bis Mitternacht.

Einige Jahre noch waren alle dort versammelt; allmählig entführte der Tod die beiden Eltern nebst Ursula aus ihrer Mitte. Aber wenn sie auch dem Leibe nach bei dem Feste fehlten, in der Erinnerung waren sie gegenwärtig, und bei dem Glas, was für jeden Abwesenden eingeschenkt ward, lag ein Andenken an die geliebten Todten.

Das war das stille und feierliche Fest, dem ich zugesehen hatte. —

Münster. Gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.